

# DIE WELTWOCHEN



## **In Trumps Traumschloss**

Die *Weltwoche* zu Gast im exklusiven Klub «Mar-a-Lago».

Von Urs Gehrig

## **Warum so hastig, Herr Cassis?**

Der Aussenminister will den Brexit überholen. Von Christoph Mörgele

## **Sex, Drugs und Wilhelm Tell**

Mundartrocker Toni Vescoli über 1968, wie es wirklich war.

Von Rico Bandle

4 194407 006904 18



# BREITLING 1884



AIR

LAND

NAVITIMER 1

SEA



**NAVITIMER 1 B01 CHRONOGRAPH 46**  
MANUFACTURE CALIBER B01  
CHRONOMETER-CERTIFIED

BREITLING BOUTIQUE  
GENEVA • LAUSANNE • ZERMATT  
ZURICH





In Trumps Traumpalast: «Mar-a-Lago»-Gast Gehrig.

In Florida steht Donald Trumps legendäres Märchenschloss «Mar-a-Lago». «Näher ans Paradies komme ich im Leben nie», sagt der US-Präsident über sein Reich des Südens. Neulich war er mit Japans Premier Shinzo Abe dort und beriet sich mit ihm über Nordkorea. Während die Weltpresse seit Jahren versucht, aus der Ferne einen flüchtigen Blick auf das streng gesicherte Anwesen zu erhaschen, verbrachte Urs Gehrig zwei Tage im Traumpalast. Als geladener Gast eines Klubmitglieds. Er speiste am Tisch neben dem Präsidenten und spielte direkt hinter ihm Golf. Bei einem Palastrundgang machte er sich auf die Suche nach den Geheimnissen von «Mar-a-Lago». **Seite 14**

Als Bundesrat Schneider-Ammann letzte Woche seinen Rücktritt am Ende dieser Legislatur ankündigte, richteten sich alle Scheinwerfer auf die St.Galler Ständerätin Karin Keller-Sutter. Die einflussreiche FDP-Ständeratspräsidentin gilt seit Jahren als mögliche Nachfolgerin des Berners. Und sie tut alles, damit das so bleibt. **Seite 10**

Lars Lunde gehörte an der Meisterfeier der Berner Young Boys zu den gefragtesten Gästen – weil er selber weiss, wie Meister-Champagner schmeckt. Vor 32 Jahren – beim Gewinn des letzten Titels – war der heute 54-jährige Däne Torschützenkönig und Publikumsliebhaber in Bern. Die Fussballwelt lag ihm zu Füssen. Doch das Schicksal sollte sein Leben auf

den Kopf stellen. Bei einem schweren Autounfall zog er sich erhebliche Kopfverletzungen zu. Der einstige Star stand am Abgrund. Aber Lunde kämpfte sich zurück, Schritt für Schritt. Heute arbeitet er als Pfleger in der Berner Beau-Site-Klinik und bereitet Patienten auf ihre Operation vor. «Ich hatte viel Glück im Unglück – und bin zufrieden mit meinem neuen Leben», erzählte er unserem Reporter Thomas Renggli. **Seite 24**

Der Fall Erwin Sperisen nimmt auch nach sechs Jahren des Prozessierens kein Ende. Das Genfer Berufungsgericht hat letzte Woche eine neue Version zur undurchsichtigen Schiesserei im guatemaltekischen Gefängnis El Pavón entwickelt. Der ehemalige politische Chef der Policía Nacional Civil fungiert gemäss dieser nun dritten Variante nicht mehr als Akteur eines Mordkomplotts, vielmehr wird ihm vorgeworfen, seine Untergebenen nicht gebremst zu haben. Die Polittragödie, die der langjährige Gerichtsreporter und Lateinamerika-Kenner Alex Baur in einer Reihe von *Weltwoche*-Artikeln aufgearbeitet hat, wird vollends zur Justizfarce. Sperisen bleibt allerdings vorderhand auf freiem Fuss, die Verantwortung liegt damit wieder beim Bundesgericht. Auch für den ehemaligen guatemaltekischen Präsidenten und langjährigen Bürgermeister Alvaro Arzú war das keine gute Nachricht. Zwei Stunden nachdem Erwin Sperisen seinen politischen Ziehvater telefonisch über das Urteil informiert hatte, erlag der 72-Jährige einem Herzinfarkt. **Seite 13 und 32**

Ihre Weltwoche

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)

Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Arr-Director*), Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler, Corina Mühle (*Assistentin*)

**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH

**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

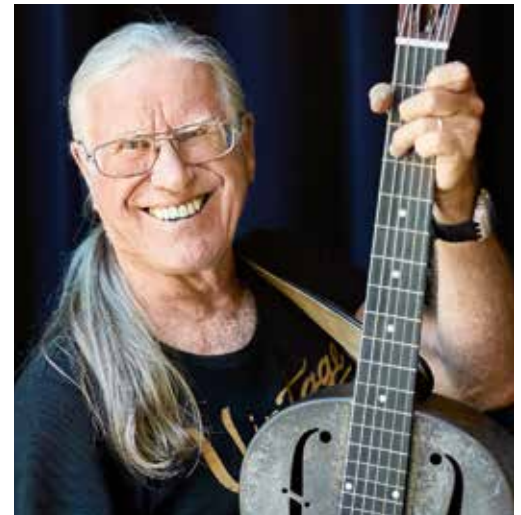
Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



*Schlüsselrolle:* Karin Keller-Sutter. Seite 10



*Homosexualität im Tierreich:* Seite 54



«Ein paar Mal hat man mich bespuckt, einmal sogar verprügelt.»

*Toni Vescoli:* Seite 48

## Titelgeschichte

- 14 **In Trumps Märchenschloss**  
Hausbesuch im «Mar-a-Lago»,  
dem Privatklub des US-Präsidenten

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**  
7 **Kommentar**  
Nationalbank auf dem Holzweg  
8 **Banken**  
Abschied von der Genossenschaft  
9 **Eilmeldung**  
Mit Kanonen auf Spatzen geschossen  
10 **Kopf der Woche** Karin Keller-Sutter:  
Ewige Kronprinzessin  
20 **Essay der Woche** Peter Marti:  
Plädoyer für Netzsperrern  
26 **Mörgeli**  
Ein Wutbürger des Äusseren  
26 **Bodenmann**  
Überwacht Türkei Vítek?  
27 **Medien**  
Vom Leid der Medienjournalisten  
27 **Die Deutschen**  
Arbeit macht froh

## Inland

- 28 **Ignazio Cassis** Der Aussenminister  
und seine Appeasement-Politik  
31 **Olivier Feller** Der Kartellist  
33 **Migration**  
Eritreischer Babyboom  
34 **Fall Sperisen** Das Bundesgericht  
soll nun entscheiden  
37 **Sozialdetektive** Rudolf Strahm  
redet Klartext

## Interviews

- 40 **Bill Gates** Die Microsoft-Legende über  
den Kampf gegen die Armut,  
Facebook und künstliche Intelligenz

## Ausland

- 32 **Europäischer Gerichtshof**  
Wie gut sind die Strassburger Richter?  
41 **Inside Washington** Total vergeigt  
42 **Ben Ferencz** Das Leben des ehemaligen  
Chefanklägers in Nürnberg (Teil 2)  
45 **Katalin Novák** Die Frau, die  
Ungarns Geburtenrate steigern will

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 30 **Thomas Straumann** Der nächste  
Coup des Basler Unternehmers  
36 **Vollgeld-Initiative** Aus einer Debatte  
liesse sich einiges lernen  
54 **Schwule Giraffen, lesbische Makaken**  
Neues aus der zoologischen Forschung  
58 **Mysterien der Weltgeschichte**  
Wie Stalin eine Bank überfiel

## Kultur & Gesellschaft

- 22 **Kylie Minogue** Julie Burchill bekennt  
sich als Fan des australischen Popstars  
24 **Lars Lunde** Der frühere Young-Boys-  
Star über das Berner Fussballmärchen  
46 **Ikone der Woche** Modiglianis  
«Nu couché (sur la côté gauche)»  
48 **Toni Vescoli** Der Bandleader der  
legendären Sauterelles über die 68er  
51 **Janelle Monáe** Die amerikanische  
Sängerin sieht sich als pansexuell

- 52 «Wir sind die Kirche der Martyrer»  
Der unbeugsame Stolz der Kopten  
53 **Kanye West**  
Liebe zu Trump  
64 **Frauen, die die Welt bewegen**  
Mutter Teresa

## Rubriken

- 7 **Im Auge** Jussi Adler-Olsen  
12 **Personenkontrolle**  
13 **Nachruf** Alvaro Arzú  
56 **Die Bibel**  
Tröstet mein Volk!  
56 **Serien** «The Handmaid's Tale»  
57 **Knorrs Liste**  
57 **Jazz** Paolo Fresu Devil Quartet  
59 **Fragen Sie Dr. M.**  
59 **Gewinner der Woche**  
Straumann AG  
60 **Thiel** Argumente  
60 **Namen** Kracht-Hochzeit  
im «Baur au Lac»  
60 **Fast verliebt** Gestempelt  
61 **Unten durch** Polenta  
62 **Wein**  
Labégorce United  
62 **Salz & Pfeffer**  
Fisch im «Schiff»  
63 **Auto** Nissan Leaf Tekna  
66 **Darf man das?/Leserbriefe**



# Dekadenz im Bundeshaus

Bundesräte, die ihren Rücktritt ankündigen und im Amt bleiben, sind ein Affront. Von Roger Köppel

Eine Rücktrittswelle auf Vorrat vibriert durch den Bundesrat. Vor rund einem halben Jahr gab Doris Leuthard bekannt, dies sei ihre letzte Legislaturperiode. Ihr amtsmüder Kollege Johann Schneider-Ammann legte letzte Woche nach. Auch der Berner Wirtschaftsminister gedenkt bis spätestens Herbst 2019 aus seinem Amt zu scheiden. Die Medien jubeln. Politiker lobpreisen die angebliche Weisheit der Entscheidungen. Hurra, wir machen uns zu lahmen Enten!



Egozentrik: Schneider-Ammann, Leuthard.

In keinem anderen Land der Welt wäre so etwas denkbar. Spitzenpolitiker, die ihren Abgang vermelden und dann noch monatelang im Amt bleiben, das sie aufgeben wollen, sind ein Unding, ein Verstoss gegen die Naturgesetze der Politik, ein Affront gegen die Bürger. Machtverzicht auf Vorrat gibt es nicht. Macht mit Ablaufdatum ist Ohnmacht. Macht ist. Oder sie ist nicht.

Stellen wir uns vor, was in den USA und auf der Welt los wäre, wenn Trump heute seinen Rücktritt auf Ende 2019 ankündigte. Selbst Deutschlands unsinkbare Kanzlerin Merkel würde von ihren treuesten Weggefährten umgehend erdolcht, sollte sie trotz Rücktrittsmeldung weiterhin im Amt bleiben wollen. Zu Recht: Ein Politiker, der auf sein Amt verzichten will, ist amtsmüde. Er muss gehen. Sofort. Alles andere ist Egozentrik, Betrug.

Nennen wir es das Rolling-Stones-Syndrom. Es gibt Show- und Entertainment-Grössen, die süchtig werden nach der nicht mehr enden wollenden Abschiedstournee. Sie steigern die

Droge Aufmerksamkeit, indem sie ihren Abgang zum Anlass eines spektakulären Bleibens machen. Bundesräte aber sind keine alternden Entertainer. Bei ihnen stellt sich zudem der Verdacht ein, dass die Rücktrittsankündigung im Grunde immer auch ein Lebenszeichen ist. Sein kann. Ich trete zurück, also bin ich. Und die meisten wussten gar nicht, dass er immer noch im Amt war.

Genug der Ironie. Die Schlaunen werden einwenden, dass Bundesräte, zum Glück, keine richtige Macht hätten und, bewahre, weder Trump noch Merkel auch nur im entferntesten ähneln. Man dürfe es daher nicht so eng sehen. Das stimmt. Und ist trotzdem falsch. Bundesräte sind keine Diktatoren, aber sie sind eben auch keine Eunuchen. Sie haben Macht, sie haben Einfluss. Und diese Macht hat man ihnen übertragen, damit sie sie möglichst wirksam zum Wohle unserer Schweiz gebrauchen.

Was aber ist ein Bundesrat, ist ein Politiker noch wert, der auf sein Amt verzichten will? Er ist, politisch gesehen, ein wandelnder Toter, ein Untoter, ein Zombie, der erratisch durch die Gegend schleicht, leichtes Opfer für ziel-sichere Gegner. Seine Autorität tendiert gegen Null. Er kann die Interessen der Schweiz nicht mehr vertreten, denn niemand nimmt einen Minister ernst, der gehen will. Schon bisher war es nicht gerade berauschend, was dieser Bundesrat an vielen Fronten für die Schweiz herausgehauen hat. Und jetzt? Eine Landesregierung, die aus mehreren Rücktrittswilligen besteht, kann nichts erreichen.

Lähmend steckt diese unnötige Rücktrittsduselei die Rest-Regierung an. Bereits fordert die FDP-treue NZZ, dass auch SVP-Minister Ueli Maurer den Hut nehmen solle. In Fernsehdiskussionen freuen sich gestandene Nationalräte auf den bevorstehenden Massenexodus aus



Stil und Substanz: Burkhalter, Leuenberger.

dem Bundesrat, den sie, warum eigentlich, als grosse Chance für die Schweiz begreifen. Die Personalrochaden sind das grosse politische Gesellschaftsspiel, die heitere Polit-Quiz-Show, die alle zu elektrisieren scheint.

Irgendwo ist diese eidgenössische Politfolklore, dieser Seldwyla-Groove ja auch sympathisch. Er bestätigt, dass Bundesräte zwar enorm viel verdienen, aber deswegen von einer breiteren Öffentlichkeit nicht wirklich so ernst genommen werden, wie sie es sich eigentlich wünschten, wenn sie nicht gerade mit der Ankündigung und Vorbereitung ihrer Pensionierung beschäftigt sind. Vielleicht wird ein Bundesratsrücktritt in der Schweiz von vielen auch als eine Art Erlösung, als Befreiung empfunden.

Trotz allem: Der süsse Verwesungsgeruch der Dekadenz umweht unweigerlich jeden Politiker, der sich in Extremzeitlupe verabschiedet. Tief drinnen ahnen es auch die einfühlsamsten Leuthard- und Schneider-Amman-Versteher: Es ist nicht in Ordnung, wenn sich Bundesräte so verhalten, als ob das Amt ihr persönliches Spielzeug wäre.

Ausser der eigenen Partei und dem eigenen Ego ist niemandem gedient, wenn Leute, die fürstlich dafür bezahlt werden, ihre verfassungsmässig garantierte Macht auszuüben, sich selber entmachten, um aber weiterhin die Privilegien ihres Postens in Anspruch zu nehmen bei verminderter Verantwortung allerdings, denn ein Bundesrat im Zustand seines angekündigten Abgangs ist ja eigentlich gar nicht mehr richtig da.

Es geht auch anders. Deshalb seien zum Abschluss unüblich lobend hier erwähnt die beiden Ex-Bundesräte Moritz Leuenberger und Didier Burkhalter. Sie dienten, hörten auf und gingen. Da war kein Theater, da war kein Drama, da war keine Abschiedstournee. Nur ein kurzer, für manche schmerzvoller Schnitt. So ist es richtig. So muss man es machen. Das hatte Stil und Klasse. Leuthard und Schneider-Ammann sollten sich die beiden zum Vorbild nehmen. Und gehen.

Qualität ist nicht unser Anspruch, sondern eine Selbstverständlichkeit.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



# Rhein, Main, Donau und Mosel mit der luxuriösen MS Antonio Bellucci



Es het solangs het  
**Rabatt\***  
**Fr. 200.–**  
\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs



## 1 Drei Flüsse Zauber Passau–Regensburg–Basel 9 Tage ab Fr. 1290.–

(Rabatt Fr. 200.– abgezogen, 29.06., HD hinten, Vollpension)

**1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Busfahrt nach Passau, Einschiffung und «Leinen los!». **2. Tag Regensburg–Kelheim** Rundgang\* durch Regensburg. Ausflug\* mit Booten zum Donaudurchbruch und dem Kloster Weltenburg. **3. Tag Nürnberg** Rundfahrt/-gang\* durch Frankens Metropole. Nachmittags freie Zeit. **4. Tag Bamberg** Besichtigung\* der Kaiser- und Bischofsstadt. **5. Tag Würzburg** Besichtigung\* der Barockstadt. **6. Tag Wertheim–Miltenberg** Morgens Rundgang\* durch die Altstadt und Besuch des Glasmuseums. Rundgang\* in Miltenberg. **7. Tag Flusstag** Gemütliche Schifffahrt und Erholung an Bord. **8. Tag Strasbourg** Nachmittägliche Rundfahrt/-gang\* durch die pulsierende Hauptstadt des Elsass. **9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

Basel–Passau  
Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge

### Reisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt

Basel–Passau	Passau–Basel
14.06.–22.06.° 200	29.06.–07.07. 200
03.09.–11.09. 200	11.09.–19.09. 200

°Nur noch wenige Kabinen verfügbar

Wegen niedriger Brückenhöhen kann das Sonnendeck zwischen Frankfurt und Nürnberg nur wenig genutzt werden.

### NEU Gleiche Reise mit unserem Luxussschiff MS Thurgau Prestige\*\*\*\*\* im Mai, Juli und Oktober

Steinerne Brücke und Kathedrale, Regensburg



\* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | + Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: feenstra

## 2 Romantischer Rhein, liebe Mosel Basel–Trier–Koblenz–Basel 9 Tage ab Fr. 1290.–

(Rabatt Fr. 200.– abgezogen, 27.09., HD hinten, Vollpension)

**1. Tag Basel** Ind. Anreise, Einschiffung und «Leinen los!». **2. Tag Flusstag** Schifffahrt auf dem einzigartigen Rhein. **3. Tag Cochem–Zell** Ankunft in Cochem. Ausflug\* zur Burg Eltz. Weiterfahrt. Rundgang\* durch die mittelalterliche Stadt und Weingestaltung an Bord. **4. Tag Luxemburg** Ausflug\* nach Luxemburg. Nach dem Mittagessen fährt das Schiff weiter und erreicht gegen Abend Trier. **5. Tag Trier–Bernkastel** Rundfahrt/-gang\* durch Trier. Schifffahrt durch die herrliche Mosellandschaft. **6. Tag Bernkastel–Cochem** Rundgang\* durch die Altstadt von Bernkastel. Weiterfahrt nach Cochem. Vortrag der ehemaligen Winzerkönigin des Moseltals über die Weinregion mit Weinprobe (inkl.). Ankunft in Cochem. Rundgang\* durch das historische Zentrum. **7. Tag Koblenz** Rundgang\* durch Koblenz mit anschließender Weinprobe. Schifffahrt entlang dem schönen «Romantischen Rhein». **8. Tag Schwarzwald** Vormittags gemütliche Schifffahrt. Ab Gamsheim Ausflug\* in den Schwarzwald. In Kehl kommen die Ausflugsteilnehmer wieder an Bord. **9. Tag Basel** Ausschiffung nach dem Frühstück und individuelle Heimreise.

### Reisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt

15.05.–23.05.° 200	19.09.–27.09. 200
18.08.–26.08.° 200	27.09.–05.10. 200
26.08.–03.09. 200	

°Nur noch wenige Kabinen verfügbar

### NEU Ähnliche Reise mit unserem einmaligen Luxussschiff MS Thurgau Ultra\*\*\*\*\* im Mai

Moselschleife zwischen Leiwien und Trittenheim



- Kaiser- und Bischofsstadt Bamberg
- Reizvolles Moseltal
- Beliebtes und bewährtes Luxussschiff

### MS Antonio Bellucci\*\*\*\*\* – by Thurgau Travel

Luxusschiff für 141 Gäste. Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, Telefon, Safe, TV und ind. regulierbarer Klimaanlage. Kabinen auf Mitteldeck und Oberdeck (ca. 15 m<sup>2</sup>) mit franz. Balkon, Tisch und zwei Sesseln (ausser Mitteldeck hinten). Kabinen auf dem Hauptdeck (ca. 13 m<sup>2</sup>) mit kleinen, nicht zu öffnenden Fenstern. Bordausstattung: Foyer, Shop, Restaurant, Panorama-Salon mit Tanzfläche und Bar, Captains Corner, Sauna- und Fitnessbereich, Sonnendeck mit Whirlpool. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

### Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug) Reisen 1, 2

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1490
2-Bettkabine Hauptdeck	1590
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	1890
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	1990
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	2090
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2190
Suite Oberdeck (ca. 32 m <sup>2</sup> ), franz. Balkon*	ausgebucht
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage
Ausflugspaket (8 Ausflüge)	190/195
Annulations- und Extrarückreiseversicherung	59

\* Suite ist nicht zur Alleinbenutzung möglich

**Leistungen:** Kreuzfahrt inklusive Vollpension, Bustransfer Zürich/St. Margrethen–Passau v.v. (Reise 1). Weitere Details im Internet oder Prospekt verlangen.

2-Bettkabine Mittel-/Oberdeck (ca. 15 m<sup>2</sup>) mit franz. Balkon



Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Buchen oder Prospekt verlangen  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel**  
Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



# Auf dem Holzweg

Von Kurt Schiltknecht — Die Nationalbank behauptet weiterhin, der Franken sei überbewertet. Dabei wäre es Zeit, die lockere Geldpolitik zu beenden. Sonst droht das Gleiche wie Ende der siebziger Jahre.

Seit die Schweiz vor knapp fünfzig Jahren zum System flexibler Wechselkurse übergegangen ist, behauptet die Nationalbank, von einigen wenigen Jahren abgesehen, dass der Schweizer Franken überbewertet sei. Wäre die Behauptung richtig, so müsste die schweizerische Exportindustrie geschrumpft sein, und ihre Wettbewerbsfähigkeit müsste abgenommen haben. Aber das Gegenteil ist der Fall. Die schweizerische Exportwirtschaft zählt zu den wettbewerbsfähigsten auf der Welt, und im Moment floriert sie. Weshalb die Schweizerische Nationalbank dennoch behauptet, dass der Franken weiterhin eher überbewertet sei und sich eine Änderung der Geldpolitik nicht aufdränge, ist unverständlich.

## Eingängig, aber falsch

Wer behauptet, dass eine Währung überbewertet sei, muss den «richtigen» Wechselkurs kennen. Der «richtige» Wechselkurs ist derjenige, bei dem eine Volkswirtschaft ohne Inflation und mehr oder weniger mit Vollbeschäftigung wächst. Diesen Wechselkurs zu berechnen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Das bedeutet nichts anderes, als dass sich – von wenigen Ausnahmesituationen abgesehen – nicht zuverlässig sagen lässt, ob der Franken überbewertet ist. Um dennoch Indikationen für eine Über- oder Unterbewertung zu haben, wird oft die Kaufkraftparitäten-Theorie zu Hilfe genommen. Hinter den vielen Variationen dieser Theorie steckt die Idee, dass es auf Märkten ohne Handelsrestriktionen und ohne Transportkosten für ein identisches Gut nur einen einzigen einheitlichen Preis geben kann, sei dieser nun in Dollar, Euro oder Franken ausgedrückt.

Wenn also in einem Land wegen der Inflation die Preise steigen, müsste, damit die Preise wieder überall gleich sind, dieser Anstieg durch eine Abwertung der Währung kompensiert werden. Um zu erkennen, ob dies der Fall ist, wird der nominale Wechselkurs um die Inflationsdifferenzen bereinigt. Auf diese Art erhält man den sogenannten realen Wechselkurs. Dessen Berechnung ist in der Praxis ein sehr schwieriges Unterfangen, denn ein Land treibt Handel mit vielen Ländern aus verschiedenen Währungsgebieten. Zudem werden nur relativ wenig völlig identische Güter gehandelt.

Es stellt sich deshalb die Frage, welche Preisindizes verwendet und welche Güter in den Vergleich eingeschlossen werden – und wie darüber hinaus Preisveränderungen beispielsweise beim Öl und die bei anderen Rohwaren



Angst hilft nicht weiter: SNB-Chef Jordan.

behandelt werden sollen, die nicht mit Inflation zusammenhängen. Je nach Berechnungsmethode ergeben sich grössere oder kleinere Unterschiede. Es sind aber nicht nur solche methodisch-statistischen Probleme, die bei der Verwendung des realen Wechselkurses in der Geldpolitik zur Vorsicht mahnen, auch Politisches kann hineinspielen.

Vor allem in der Wirtschaft ist die Meinung verbreitet, dass die Geldpolitik im Hinblick auf faire Wettbewerbsverhältnisse im internationalen Handel auch der Stabilisierung des realen Wechselkurses ihr Augenmerk schenken soll. So eingängig diese Idee, so falsch ist sie. Sie vernachlässigt die dynamischen Wirkungen, die sich aus einer auf die Stabilisierung des realen Wechselkurses ausgerichteten Geldpolitik ergeben. In der Geldpolitik gibt es sehr gute Gründe, weshalb der reale Wechselkurs in bestimmten Phasen steigen muss.

Dies hängt damit zusammen, dass der nominale Wechselkurs nicht nur von der aktuellen Wirtschaftslage, sondern zu weiten Teilen auch von der aktuellen und erwarteten Geldpolitik sowie Wirtschaftsentwicklung abhängig ist. Dies zeigt sich sehr deutlich am gegenwärtigen Verlauf der Devisenkurse. Weil die europäische Wirtschaft wieder wächst und die Erwartung aufkommt, dass die Europäische Zentralbank in absehbarer Zeit einen restriktiveren geld-

» Fortsetzung auf Seite 8

# Dänenglück



Jussi Adler-Olsen, Thrillerautor.

Gerade ist dieser teuflische U-Boot-Konstrukteur hinter Gittern gelandet, der in seiner «Nautilus» eine junge Journalistin zerstückelt hatte. Und das in Dänemark, dem statistisch glücklichsten Land der Welt. Aber schon Shakespeares zerrissener Hamlet war ein Dänenprinz. Und Jussi Adler-Olsen, 67, entdeckt das Dänisch-Abgründige in der Gegenwart, der Thrillerautor mit Millionenauflagen und übersetzt in vierzig Sprachen. Der Inspektor Carl Moerck ist sein Spurensucher in einem beklemmenden Labyrinth von Morden und Korruption. Adler-Olsens Geschichten und Filme folgen immer einer grausamen Dramaturgie des Bösen, einer fesselnden Handlung, im Unterschied etwa zum Fließband-«Tatort» mit seinem bemühten Soziales-Milieu-Anstrich und dem Beziehungspalaver im Ermittlerpersonal. Bei Jussi dem Dänen knistert es, am «Tatort» raschelt das Papier der Drehbuchautoren.

Es liegt vielleicht daran, dass er als Kind eines Psychiaters im Wohntrakt einer psychiatrischen Klinik aufwuchs. Er lernte Mörder kennen und studierte anfänglich selber Medizin, später Soziologie, Politikgeschichte, Filmwissenschaft und häutete sich auf seinem Selbstfindungsweg in den verschiedensten Berufen, als Journalist, als Verlagsleiter eines Comic-Magazins, als Verwaltungsrat von Energiekonzernen und Koordinator der dänischen Friedensbewegung. Aber am meisten liebt er Musik, auch wenn er schreibt, und damit begann er spät, mit 47, als ihm nichts mehr fremd war im Leben. Er tippte in seiner Garage auf einem alten Schreibcomputer, mit den explodierenden Honoraren leistete er sich einen Glaspavillon im Garten als Arbeitsplatz und machte jeweils um 18 Uhr Feierabend, aus Rücksicht auf seine Frau. Und jetzt die alarmierende Nachricht in einem Lifestylemagazin, weltweit nachgedruckt: Er fürchte, bald nicht mehr schreiben zu können, weil sein Gedächtnis absterbe als Folge von Chemotherapien. Das war allerdings vor sieben Jahren. Jussi ist längst wieder gesund und «stolz auf meine intellektuelle Fitness», gibt dazu aber keine Interviews. Peter Hartmann

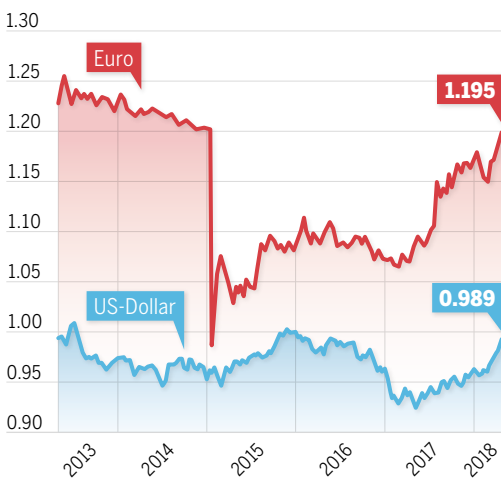
politischen Kurs fahren könnte, wertet sich der Euro gegenüber praktisch allen Währungen, auch gegenüber dem Franken, auf.

### Gleiche Fehler wie nach 1978

Indem die Nationalbank dieser Entwicklung nun untätig gegenübersteht und an ihrer sehr expansiven Geldpolitik festhält, begeht sie den gleichen Fehler wie die Währungshüter seinerzeit im Anschluss an die Wechselkurskrise von 1978. Auch damals argumentierte das Direktorium, dass der Franken tendenziell noch überbewertet sei und es deshalb keine Gefahr einer Inflation gebe. Deshalb sei es in Anbetracht einer erneuten Aufwertungswelle besser, mit dem Abbau der Geldmenge zuzuwarten. Diese Beurteilung erwies sich damals sehr

### Spiegel der Geldpolitik

Wechselkurs von Euro und US-Dollar, in Franken



QUELLE: SNB

### Auch Politisches kann hineinspielen.

schnell als falsch, und die Schweiz war wieder mit hohen Inflationsraten konfrontiert. Im Moment sieht es so aus, als ob das heutige Direktorium daraus nichts gelernt hätte, denn mit den gleichen Argumenten stellt es sich gegen die Aufhebung der schädlichen Negativzinsen und den Abbau der enormen Bilanzsumme.

Das Argument, dass die Weltwirtschaft noch nicht stabil sei, überzeugt nicht. Weder verhindert eine etwas restriktivere schweizerische Geldpolitik den Aufschwung in der Weltwirtschaft, noch beeinflusst sie den bei einem Wiederaufflammen der Weltwirtschaftsprobleme zu erwartenden Kapitalzufluss. Dafür aber würde die Nationalbank bei einer restriktiveren Geldpolitik ihren geldpolitischen Spielraum für den Fall einer künftigen Krise vergrössern und die Gefahr einer inflationären Entwicklung etwas verringern. Wenn die Geldpolitik nicht von vorausschauenden Überlegungen, sondern von der Angst vor einer weiteren möglichen Krise geleitet wird, befindet sie sich auf dem Holzweg.

## Banken

# Abschied von der Genossenschaft

*Von Beat Gygi* — Der Verwaltungsrat der Raiffeisen-Gruppe wird fast völlig erneuert. Das reicht jedoch nicht. Auch das Genossenschaftsmodell muss revidiert werden.

Die Raiffeisen-Gruppe steht vor einem Umbruch. Der Verwaltungsrat hat einen Gesamterneuerungsprozess eingeleitet und die Rücktrittstermine von sechs Mitgliedern bis 2020 beschlossen. Drei scheidet dieses Jahr aus, zwei im nächsten, eines im übernächsten. Der Zuzug der Neuen beginnt bereits diesen Juni an der ordentlichen Delegiertenversammlung (DV) mit zwei Kandidaten, und an der ausserordentlichen DV im kommenden November sind zwei weitere Zuwahlen vorgesehen. Fällig ist im November auch die Bestimmung des Präsidiums, das nach dem abrupten Rücktritt von Präsident Johannes Rüegg-Stürm im März nun ad interim bei Pascal Gantenbein liegt.

Der Plan zeugt von Entschlossenheit. Im Verwaltungsrat werden neue Köpfe dominieren, und fachlich ergibt sich an der Spitze eine Auffrischung, indem Gantenbein als Professor für moderne Finanzmarkttheorie und mit seiner Erfahrung an Märkten den auf traditionellere Betriebswirtschaft ausgerichteten Kollegen Rüegg-Stürm ablöst. Aber was ist von den neuen Köpfen zu erwarten? Welche Vorstellungen haben sie über die Zukunft für Raiffeisen, welche Auffassungen von Führung und Verantwortung? Normalerweise ist der Nominationsausschuss des Verwaltungsrats mit dem Suchen und Nachziehen neuer Mitglieder betraut. Nun aber eilt es, und der Ausschuss besteht nach dem Abgang des Präsidenten Rüegg-Stürm nur noch aus drei Personen, von denen zwei 2019 abtreten.

### Im Notfall zerlegen

Auf die Frage, wie unter solchen Umständen eine geordnete Erneuerung erfolgen soll, antwortet Gantenbein, der Nominationsausschuss werde nun die Suche nach VR-Kandidaten für die Herbst-DV beschleunigen. Der Prozess sei so ausgestaltet, dass der Verwaltungsrat und seine Gremien jederzeit handlungsfähig seien. Selbst dann bleiben heikle Fragen offen. Die heutigen Verwaltungsräte wählen Nachfolger aus, die später wohl ihre Vorgänger – also sie – zu beurteilen haben. Das Nominationskomitee hat folglich Anreize, Leute auszuwählen, die sich später mit kritischen Fragen zum alten Verwaltungsrat zurückhalten werden.

Nach Einschätzung von Peter V. Kunz, Professor für Wirtschaftsrecht an der Universität Bern, ist der Verwaltungsrat in dieser Situation schlecht geeignet für diese Aufgabe. Da die Geschäftsleitung nicht mitbestimmen könne und es keine Gesellschafter oder Aktionäre gebe, liege für ihn der Schluss nahe, dass die 21 Regio-

nalverbände der Raiffeisen-Gruppe, die in der DV zusammenkommen, ein gewichtiges Wort mitreden sollten. Allerdings sei aus diesen Kreisen wenig Meinungsvielfalt und wenig Toleranz für Leute zu erwarten, die nicht strikt den Genossenschaftsgedanken verfolgten. Kunz fände es deshalb angebracht, wenn Gantenbein zur Suche der neuen Verwaltungsräte eine Art Ad-hoc-Nominierungsrat schaffen würde, ein Komitee, das wirklich unabhängig die für die Totalerneuerung geeignetsten Kandidaten suchen könnte. In einer Ausnahmesituation seien Ausnahmemaassnahmen angezeigt, und rechtlich bestehe der Spielraum dafür.

Selbst dies wäre aber erst der Anfang des grundlegenden Umbaus von Raiffeisen. Auf lange Frist führt laut Kunz nichts daran vorbei, die Genossenschaftsstrukturen anzupassen. Seitdem die Gruppe wegen ihres grossen Hypothekengeschäfts als systemrelevant gilt, unterliegt sie der Regulierung mit Bezug auf die *too big to fail*-Problematik. Dies bedeutet, dass im Notfall Pläne zum Zerlegen der Gruppe umzusetzen wären: das Retten der einen Teile auf Kosten der andern. Genau dies widerspricht dem heutigen Solidaritätskonstrukt Raiffeisen, das von unten nach oben und von oben nach unten Beistandspflichten kennt. Die enorme Expansion der vergangenen zwanzig Jahre hat den Abschied vom reinen Genossenschaftsmodell unausweichlich gemacht.



Auffrischung: Interimspräsident Gantenbein.



# Mit Kanonen auf Spatzen

Von Philipp Gut — Bei den Bauabsprachen in Graubünden fährt die Wettbewerbskommission scharfes Geschütz auf. Dabei zielt sie auch auf Unschuldige, wie Akten zeigen.

Der Auftritt der Wettbewerbshüter war rabiat. Morgens um sieben Uhr wurde Andreas M. durch die Glocke an seiner Privatwohnung in Zernez aus dem Schlaf gerissen. Es war der 31. Oktober 2012. M., inzwischen verstorben, war damals fast 85 Jahre alt und seit 17 Jahren pensioniert. Mehrere Männer in Krawatte wiesen einen Hausdurchsuchungsbefehl vor und stellten die Wohnung von Andreas M. auf den Kopf. Der greise Mann hatte früher als Ingenieur in der Baubranche gearbeitet und musste so in das Visier der Wettbewerbskommission (Weko) geraten sein, die im Unterengadin gegen ein vermutetes Baukartell ermittelte.

Letzte Woche nun sind mehrere Firmen von der Weko mit 7,5 Millionen Franken gebüsst worden. Die Affäre forderte erste personelle Opfer: Andreas Felix, Direktor des Graubündnerischen Baumeisterverbandes und aufstrebender BDP-Politiker, zog seine Kandidatur für den Regierungsrat zurück. Auch andere hohe Tiere sind betroffen, so der heutige CVP-Ständerat Stefan Engler, für viele ein Hoffnungsträger. Engler war Regierungsrat in Graubünden, und sein Departement soll laut Presseberichten von den jetzt durch die Weko sanktionierten Preisabsprachen gewusst und sie gedeckt haben. Zudem ist Engler Verwaltungsratspräsident einer der bestrafte Firmen.

Und was hat Andreas M. mit dem Fall zu tun? Das wussten offenbar nicht einmal die Wettbewerbshüter so genau. Gegen Mittag an diesem für ihn traumatischen 31. Oktober durfte M. auf seine Bitte endlich seinen Pyjama ausziehen und seine Tochter anrufen. «Aber nicht auf Rätoromanisch», schärfte ihm die Fahnder ein. Erst jetzt merkten sie, dass sie einen 85-Jährigen vor sich hatten: Um 11.50 Uhr begann die Zeugeneinvernahme, und Andreas M. gab zu Protokoll, dass er 1927 geboren wurde.

Preisabreden wie diejenigen im Unterengadin aufzudecken, gehört zu den Aufgaben der Wettbewerbskommission. Allerdings stellt sich die Frage, wie präzise und verhältnismässig sie vorgeht, und schliesslich, welcher volkswirtschaftliche Nutzen daraus entsteht. Andreas M. war nie als selbständiger Unter-

nehmer tätig, er war zeitlebens angestellt gewesen. Er war nur ein kleiner Fisch – oder eben ein Spatz, auf den mit Kanonen geschossen wurde. M. war eine Zeitlang als sogenannter Berechnungsleiter tätig, angestellt auf Mandatsbasis vom Baumeisterverband. Bei grösseren Ausschreibungen meldeten sich die Mitglieder beim Verband. Dann gab es eine «Berechnungssitzung», an der die beteiligten Firmen über die Vergaben diskutierten. Die



Die Affäre forderte personelle Opfer: Verbandsdirektor Felix.

Berechnungsleiter führten die Sitzungen. Verbandsdirektor Felix behauptete immer, an diesen Treffen seien nur technische Fragen besprochen worden. Das hat sich als falsch herausgestellt: Die Berechnungssitzungen dienten auch dazu, die Aufträge unter den beteiligten Unternehmen zu verteilen – unter der Oberregie des Baumeisterverbandes. Dies geht aus den Akten hervor. So heisst es auf die Frage, ob die Bauunternehmer solche Sitzungen gewünscht hätten: «Nein. Die Bauunternehmer haben dem Baumeisterverband gemeldet, dass es ein grösseres Projekt gibt. Und dieser hat dann bestimmt, ob eine solche Sitzung mit dem Berechnungsleiter stattfindet oder nicht.»

Die überfallartige Einvernahme durch die Weko hat den greisen Andreas M. nach Angaben von dessen Familie stark mitgenommen. Er konnte die massiven Methoden nicht nachvollziehen, zumal sein letzter Einsatz als Berechnungsleiter Jahre zurücklag. Er starb, ohne dass sich die Weko für ihr Vorgehen in irgendeiner Form entschuldigt hätte.

## Übrig blieb ein Monopolist

Ähnlich fragwürdig gingen die Wettbewerbsbeamten gegen eine Ingenieurfirma aus Schuls vor, die aufgrund des in der Presse gefeierten Whistleblowers Adam Quadroni ins Visier der Weko geraten war. Das Ingenieurbüro war während vollen fünf Jahren in ein Verfahren verwickelt, mit entsprechend hohen externen und internen Kosten sowie einem beträchtlichen Imageschaden. Es wies ständig darauf hin, dass es kein Bauunternehmen sei und somit gar nicht an den möglichen Absprachen hätte beteiligt sein können. Die Weko stellte auf stur – bis sie das Verfahren einstellen musste.

Aufschlussreich sind die einschlägigen Akten aber dennoch, wenn auch in anderer Hinsicht. Sie zeigen nämlich, dass die Firma von Whistleblower Quadroni laut Zeugeneinvernahme «selbst in verschiedener Hinsicht unsauber geschäftet» hat. Die Stichworte dazu lauten: «Steuern, AHV, Sozialausgaben» sowie «Betreibungen». Er sei überrascht, gibt ein Zeuge zu Protokoll, «dass eine solche Firma ein solches Verfahren auslösen kann».

Abgesehen von den zweifelhaften Methoden der Weko – Betroffene reden von Grobschlächtigkeit und Arroganz – stellt sich die Frage, welcher Nutzen das Ganze überhaupt hat. Ein Indiz dafür könnte das Münstertal geben, wo die Weko bereits früher auf ihre Art aufgeräumt hat. Nach den Verfahren sei dort ein Monopolist übriggeblieben, die anderen Unternehmen seien eingegangen oder übernommen worden, erzählen Kenner der Materie. Insofern sei der Eingriff am Ende sogar kontraproduktiv gewesen.

Schliesslich steht die Frage im Raum, weshalb ausgerechnet die Jahre zurückliegenden Fälle aus dem Unterengadin derart aufgebauscht werden. Bei früheren Verfahren in Zürich oder im Aargau, wo viel grössere Firmen beteiligt waren, blieb es vergleichsweise ruhig. Ein Grund könnten die anstehenden Wahlen in Graubünden sein. Ein anderer die Tatsache, dass demnächst der Posten des Weko-Chefs neu besetzt wird. Vizedirektor Frank Stüssi, der sich auffällig in Szene setzt, werden Ambitionen für die oberste Position nachgesagt.

# Strahlefrau auf allen Kanälen

Von Hubert Mooser — Nach Johann Schneider-Ammanns Rücktrittsankündigung drängt Ständeratspräsidentin Karin Keller-Sutter wieder ins Scheinwerferlicht. Die ehrgeizige St. Gallerin probt den wirkungsvollen Auftritt als künftige Landesmutter. Und immer klicken die Kameras.



Einziges Mädchen unter drei Brüdern: Ausnahmepolitikerin Keller-Sutter.

Es sah alles so leicht aus: Stadtparlament, Kantonsparlament, Regierungsrätin – fast mühelos kletterte die Wiler Wirtstochter Karin Keller-Sutter (FDP) die politische Erfolgslleiter hoch. Und als Bundesrat Hans-Rudolf Merz 2010 in Pension ging, stand auch die Türe zum Bundesrat plötzlich weit offen.

Der Rücktritt von Elisabeth Kopp 1989, die Nichtwahl von Christine Beerli im Jahr 2003 – all das hatte bei den freisinnigen Frauen Spuren hinterlassen. Die zielgerichtete liberale Schnelldenkerin Karin Keller-Sutter, hoffte die damalige FDP-Frauenpräsidentin Marianne Dürst, würde den Bann brechen. Aber daraus wurde nichts, wie man weiss. Die Vereinigte Bundesversammlung kürte den Berner Johann Schneider-Ammann in den Bundesrat.

## «Man kandidiert nur einmal»

Die Nichtwahl dürfte Karin Keller-Sutter, kurz KKS, längst verschmerzt haben. Sie habe viel aus dieser Niederlage gelernt, ist von ihr zu hören. Was sie genau gelernt hat, verrät sie

allerdings nicht. Es wäre die entscheidende Frage. Denn die einflussreiche St. Galler Ständerätin ist in Bern nach wie vor als potenzielle Bundesrätin unterwegs – und wie.

Als Johann Schneider-Ammann vergangene Woche gegenüber der NZZ seinen Rücktritt auf Ende Legislatur bekräftigte, richteten sich

## Wer seine Kandidatur zu früh lanciert, das lehrt die Geschichte, mobilisiert Konkurrenten.

wie erwartet alle Scheinwerfer sofort auf die Ostschweizerin. Ihr Leibblatt, das *St. Galler Tagblatt*, wusste bereits zu berichten, Keller-Sutter sei an einer Kandidatur interessiert. Anfänglich habe sie gar versucht, eine Einernomination durchzusetzen.

KKS gibt sich etwas überrascht. «Die Bundesversammlung will bei Bundesratswahlen eine Auswahl», wiegelt sie ab, «ich finde das richtig und teile diesen Wunsch.» Es sei ihr

schleierhaft, weshalb ihr die Forderung nach einer Einernkandidatur zugeschrieben werde.

Noch hält sich Keller-Sutter bedeckt. Fast gebetsmühlenartig betonte sie in den vergangenen Jahren bei allen Anfragen zu einer weiteren Bundesratskandidatur, man kandidiere nur einmal für den Bundesrat. Oder wie jetzt wieder gegenüber der *Weltwoche*: «Mir gefällt meine Aufgabe, ich habe keinen Anlass, mich zu verändern.»

Noch ziert sie sich. Noch spürt man Unsicherheit bei der Ostschweizerin. Oder ist die Zurückhaltung taktischer Natur? Ist das die Lehre aus der früheren Nichtwahl? Eine weitere Niederlage will sie offensichtlich nicht riskieren. Bis zur effektiven Wahl am Ende der Legislatur 2019 ist es noch lange. Wer seine Kandidatur zu früh lanciert, das lehrt die Geschichte, mobilisiert Konkurrenten.

Karin Keller-Sutter hat sich auch gut eingerichtet im Ständerat. Bei der Beerdigung von Bersets Altersreform 2020 und der Masseneinwanderungsinitiative spielte sie eine Schlüs-



selrolle. In der Europapolitik wagt sie sich nach dem Rücktritt von Didier Burkhalter etwas aus der Deckung. In diesem Jahr amtiert sie als Ständeratspräsidentin. Doch der abtretende Wirtschaftsminister hat schon mal den roten Teppich ausgerollt. Zweimal brachte sie der Berner in den letzten Monaten als seine Nachfolgerin ins Spiel, einmal bei der Ständerats-

präsidentenfeier, das zweite Mal bei einem Auftritt der Landesregierung in St. Gallen. «Bundesrat Johann Schneider-Ammann nahm mit einem Augenzwinkern darauf Bezug, dass viel über Ständeratspräsidentin Karin Keller-Sutter als seine mögliche dereinstige Nachfolgerin gesprochen wird», relativiert Kommunikationschef Noé Blancpain.

Im Parlament ist man indes in allen Lagern überzeugt, dass Keller-Sutter es noch einmal wissen will. Ihr Image als Asyl-Hardlinerin, das ihr aus der Zeit als St. Galler Polizeidirektorin anhaftete und 2010 Stimmen bei der Linken kostete, hat sie abgestreift. Sie ist derweil auf allen Kanälen als Strahlefrau präsent, in der Romandie wie in der Deutschschweiz. Das Schaulaufen der Ständeratspräsidentin nervt bisweilen sogar den Bundesrat. Die Bilder sprechen für sich.

### Problem Papstbesuch

Schauplatz WEF in Davos: US-Präsident Donald Trump empfängt eine Delegation der Landesregierung unter Führung von Bundespräsident Alain Berset für ein kurzes Gespräch. KKS, wild entschlossen, dem mächtigsten Mann der westlichen Welt die Hand zu schütteln, will beim Gespräch unbedingt dabei sein. Doch Bundespräsident Alain Berset sagt: «Non.» Aber so schnell lässt sie sich nicht entmutigen. Keller-Sutter passt Trump beim Eingang ab und darf ihm dank Vermittlung des US-Botschafters die Hand schütteln. Ein Mitarbeiter der Parlamentsdienste hält den etwas peinlichen Moment mit seiner Handykamera fest und veröffentlicht das Föteli natürlich umgehend via Twitter.

Schauplatz St. Gallen: Bei der Sitzung extra muros der Landesregierung in der Ostschweiz stellt sich die Ständeratspräsidentin in einer Reihe mit den Bundesräten den Fotografen und erweckt so den Eindruck, als probe sie bereits den grossen Auftritt als künftige Landesmutter. Die Übung ging auch diesmal nicht ganz geräuschlos über die Bühne. Es gab interne Differenzen zwischen Bundeskanzlei und Parlamentsdiensten über den Auftritt Keller-Sutters. Und nun steht der Papstbesuch vor der Tür. Die

Parlamentsdienste stehen beim Bundespräsidenten erneut auf der Matte, weil Ständeratspräsidentin Keller-Sutter und Nationalratspräsident Dominique de Buman auch hier in Erscheinung treten möchten.

Vorläufig sind die beiden Ratspräsidenten jedoch nur eingeladen, mit Berset an der Messe von Papst Franziskus teilzunehmen. Das EDA



Immer in der ersten Reihe, mit Trump.

**Ratskollegen nehmen es ihr übel, dass sie ständig mit Bundesräten auftreten will.**

prüfe allerdings eine Begrüssung des Bundespräsidenten und der Ratspräsidenten auf dem roten Teppich, bestätigt Keller-Sutter. Ärgerlich für alle Beteiligten könnte es dann werden, wenn die Politikerin zuerst aufs Dabeisein pocht, aber nicht teilnehmen kann, weil sie gemerkt hat, dass sie am Tag des Papstbesuches am 21. Juni anderen Verpflichtungen nachkommen muss.

Keller-Sutter gilt gleichwohl als besonnen und reflektiert. Die Signale sind allerdings widersprüchlich. Wenn es um die Sache

geht, ist sie keineswegs eine Egomani, die über die Stränge haut und sich aufdrängt. Sie kann den andern zuhören. Im Parlament haben ihr einzelne Kollegen gleichwohl den Spitznamen «Prinzessin auf der Erbse» verpasst, weil sie zuweilen «etwas schwierig tue» und empfindlich auf unerwartete Wendungen reagiere.

Es gibt auffällige Parallelen zwischen Keller-Sutter und der Aargauer Bundesrätin Doris Leuthard (CVP). Sie haben nicht nur beide den gleichen Schneider (das St. Galler Modehaus Akris). Wie Leuthard ist auch Keller-Sutter in einem ländlichen, katholischen Milieu aufgewachsen, als einziges Mädchen unter drei Brüdern. Beide Politikerinnen gelten als reformfreudig und zukunftsgerichtet.

Der grosse Unterschied: Während Leuthard in der damals konservativen CVP den Spagat zwischen Tradition und Karriere wagte, schloss sich Keller-Sutter früh dem Freisinn an. Sie habe weder das damalige Frauenbild der CVP noch deren Position zur Fristenregelung gutheissen können, sagt sie.

Gleichwohl beherzigte Keller-Sutter damals den Wunsch und Rat ihres Vaters, ein Studium zu machen, welches zu einem praktischen Beruf führen sollte. Sie lässt sich zur Konferenzdolmetscherin ausbilden. Es folgen Studienaufenthalte in London und Montreal und ein Nachdiplomstudium in Pädagogik. Dann kehrt sie nach Wil zurück, heiratet den heute als Stadtzürcher Amtsarzt tätigen Morten Keller.

Danach geht es politisch rasch aufwärts. Mit 36 Jahren ist Keller-Sutter Regierungsrätin in St. Gallen, mit 46 Jahren Bundesratskandidatin. 2011 schafft sie mit einem grandiosen

Ergebnis die Wahl in den Ständerat. Sie hat sich viel Goodwill und Respekt erarbeitet.

Mediale Bekanntheit und ein wohldotiertes Ego gelten bei der Bundesratswahl allerdings nicht unbedingt als Pluspunkte. Etliche Ratskollegen nehmen es KKS übel, dass sie ständig bei Empfängen und Banketten auf Augenhöhe mit Bundesräten und anderen Grössen auftreten will. Ihre Kolumne im *St. Galler Tagblatt*, in der sie über ihr Jahr als Ständeratspräsidentin schreibt, wird da und dort mit hochgezogenen Augenbrauen gelesen.

### Heimliche Aussenministerin

Keller-Sutter erzählt in der Kolumne gerne von ihren Treffen mit den Grossen und Mächtigen. So etwa im letzten Frühling, als sie sich in London zu Gesprächen mit britischen Regierungs- und Parlamentsvertretern zum Brexit traf. Vom WEF berichtet sie, die amerikanische Delegation habe ihr zu verstehen gegeben, dass die Schweiz zwar ein kleines Land, aber eine wichtige Volkswirtschaft sei. Das sind Gemeinplätze, doch in Bern nörgelt man bereits, dass sich Keller-Sutter wie eine heimliche Aussenministerin gebärde.

Noch ist es aber nicht so weit. Ihre Agenda ist auch ohne die Auftritte im Windschatten der Landesregierung und als Schattenministerin gut gefüllt. Karin Keller-Sutter gehört drei wichtigen Fachkommissionen an. Beim Arbeitgeberverband wirkt sie im Vorstandsausschuss mit, sie präsidiert den Detailhandelsverband Swiss Retail Federation, hält Mandate bei der Bäloise-Versicherung und bei mehreren Pensionskassen. Als Präsidentin der Efta-Delegation jettet sie regelmässig in der Welt herum. Man fragt sich, wie sie das alles unter einen Hut bringt. Konkrete Klagen hört man allerdings kaum. KKS gilt halt auch als gewissenhafte Schafferin.

VALUES WORTH SHARING

«Qualität ist uns wichtig. Wir haben unseren ersten Rubens 1643 gekauft.»

S.D. Prinz Philipp von und zu Liechtenstein, LGT Chairman seit 1990



Private Banking

[lgt.ch/values](http://lgt.ch/values)

## Personenkontrolle

### Schneider-Ammann, Branson, Sommaruga, Leuthard, Steinmeier, Alimi, Keller-Messahli, Hartmann, Grämiger, Teuscher, Kälin, Nussbaumer, Tornare

Johann Schneider-Ammann, Reiseveranstalter, hätte gerne ein Freihandelsabkommen mit den sogenannten Mercosur-Staaten. Das ist die Abkürzung für den südamerikanischen Markt. Mit einer Reise dorthin will er diese Woche seine Fühler ausstrecken – und wie. Nach Südamerika begleitet den freisinnigen Wirtschaftsminister eine sechzigköpfige Delegation – ein derartiges Aufgebot für eine Auslandsreise hat man in Bern noch nicht erlebt. Was automatisch Fragen nach der Rechnung für den Steuerzahler aufwirft. Laut Schneider-Ammann übernimmt das Departement aber nur für zehn offizielle Mitglieder der Delegation und sieben Ratsmitglieder die Kosten von Flug und Übernachtung. Das Budget ist auf über 198 000 Franken veranschlagt. Die eingeladenen Ratsmitglieder erhalten während der Dauer der Reise ein Taggeld. Alle anderen Teilnehmer, also Wirtschaftsvertreter, Regierungsräte und weitere Parlamentarier, müssen den Ausflug dagegen aus dem eigenen Sack berappen. Solche Missionen seien für das Aushandeln von Freihandelsabkommen unerlässlich, gibt das Departement von Schneider-Ammann zu verstehen. (*hmo*)

Mark Branson, Sheriff, erleidet eine empfindliche Niederlage vor Bundesverwaltungsgericht. Seine Behörde, die Finanzmarktaufsicht (Finma), hatte 2014 gegen einen früheren Chef der ehemaligen Bank Frey ein zweijähriges Berufsverbot ausgesprochen. Die Finma lastete dem ehemaligen Bankdirektor steuerliche Versäumnisse in der grenzüberschreitenden Betreuung von US-Kunden zwischen 2008 und 2012 an. Das Berufsverbot verfügte die Behörde in einem Anflug von behördlichem Zynismus ausgerechnet am 4. Juli, dem Independence Day. In ihrer Verfügung brandmarkte die Aufsicht die «aggressive» Akquisitionsstrategie des Finanzinstituts. Jetzt zerlegt das Bundesverwaltungsgericht den Finma-Entscheid nach allen Regeln der Kunst. Die Finma selber habe noch bis 2011 das US-Geschäft der Bank als zulässig erachtet. Die Richter sprechen von einer «in der relevanten Zeitspanne unklaren Rechtslage». So sei «auch in den USA selbst» bis zum heutigen Tag «nicht restlos geklärt, inwiefern und unter welchen Umständen einzig die Entgegennahme von un versteuerten US-Kundenvermögen in der Schweiz unter amerikani-



Schmerzen: SP-Abwehrminister Nussbaumer.



Umweltdepartement? SP-Bundesrätin Sommaruga.



«Belästigung Nulltoleranz!»: Teuscher (Grüne).



Grossaufgebot: Bundesrat Schneider-Ammann.



Rissfestes Beziehungsnetz: Imam Alimi.

schem Recht tatsächlich strafbar ist». Und dann folgt eine veritable juristische Ohrfeige: Es sei «nicht einfach von der Hand zu weisen», dass die Branson-Behörde «mit dem vorliegenden Fall ein politisches Exempel» statuieren wollte. Das Urteil ist noch nicht rechtskräftig. (*fsc*)

Simonetta Sommaruga, VIP, ist vielleicht bald Umweltministerin wider Willen. Geht es nach ihrer Partei, der SP, soll sie nach dem Rücktritt von Doris Leuthard (CVP) das Infrastrukturdepartement übernehmen. Zu diesem gehört auch das Bundesamt für Umwelt. Was Sommaruga unter Umweltschutz versteht, zeigte sie kürzlich beim Empfang des deutschen Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier (SPD). Während die bürgerlichen Bundesräte die kurze Strecke vom Amtssitz auf den Münsterplatz, wo die offizielle Begrüssung stattfand, zu Fuss zurücklegten, liess sich die Ministerin in der Staatslimousine vorfahren. (*hmo*)

Bekim Alimi, Neuschweizer, hat durch das Wiler Stadtparlament überraschend das Bürgerrecht bekommen. Viele haben nicht ver-

standen, weshalb der als radikal geltende Imam aus Mazedonien trotz Warnrufen von Kennern der islamistischen Szene wie Saïda Keller-Messahli eingebürgert wurde. Jetzt lichtet sich der Nebel. Vor einem Jahr reisten die damalige Stadtpräsidentin Susanne Hartmann (CVP) und die damalige Parlamentspräsidentin Christa Grämiger (ebenfalls CVP) zusammen mit dem halben Einbürgerungsrat in die Heimat von Alimi. Dort wurden sie von diesem persönlich empfangen. Der schlaue Geistliche hat es offenbar verstanden, sich in der Wiler Politik ein rissfestes Beziehungsnetz aufzubauen. Ein Schufft, wer denkt, dass seine Einbürgerung der Lohn dafür war. (*gut*)

Franziska Teuscher, Ordnungsliebende, gibt für die Berner Freibäder den Tarif durch. «Belästigung Nulltoleranz!» heisst die neue Präventionskampagne der grünen Berner Gemeinderätin, die für korrektes Verhalten in den Badeanstalten sorgen soll. Dabei geht es bei weitem nicht nur darum, Frauen vor sexuellen Übergriffen zu schützen, wie man in Zeiten von #MeToo denken könnte. Teuscher



zieht den Kreis der Belästigungen deutlich weiter und denkt beispielsweise an Kinder, die sich untereinander gemein verhalten und sich gegenseitig ins Wasser schubsen, oder ganz allgemein, «dass sich jemand von einer anderen Person belästigt fühle», wie Berner Medien berichteten. Die Badegäste werden von der grünen Politikerin ermuntert, störendes Verhalten dem Personal zu melden. Damit bestätigt sich einmal mehr: Die wahren Kleinbürger findet man heute bei den Linken. (fon)

**Irène Kälin**, Modernisiererin, möchte in der Bundesverwaltung das Jobsharing fördern, auch auf höchster politischer Ebene. Ob sich der Bundesrat vorstellen könne, selber im Jobsharing zu arbeiten, wollte die grüne Aargauer Nationalrätin in einem parlamentarischen Vorstoss wissen. Die Antwort lautet nein, die Landesregierung kann sich das nicht vorstellen. Verfassung und Gesetz verlangten, dass es sieben Bundesrätinnen und Bundesräte gebe, die Funktion könne also nicht auf mehrere Personen aufgeteilt werden, teilt der Bundesrat Kälin zum einen mit. Zum anderen scheinen die Bundesräte mit ihrer eigenen Work-Life-Balance zufrieden zu sein: Man sehe keine Veranlassung, Modelle von Jobsharing zu prüfen, so die kühle Antwort. (fon)

**Eric Nussbaumer**, Fussballer, muss pausieren. Der SP-Nationalrat aus Baselland, Captain und Abwehrturm des FC Nationalrat, zog sich anlässlich eines Spiels in Magglingen bei einem Zusammenstoss einen doppelten Bänderriss zu. Seit vierzehn Tagen ist er ausser Gefecht. Diese Woche konnte er erstmals wieder ohne Krücken laufen. Gottlob passierte der Unfall im Spiel gegen die Mannschaft der Hirslanden-Klinik: Damit standen die Spezialisten für Sportunfälle gleich mit auf dem Spielfeld. Wollen die Hirslanden-Fussballer mit beinharten Attacken womöglich die Bettenbelegung ihrer Kliniken erhöhen? Solch bösen Gerüchten will der SP-Politiker vorbeugen. Er präzisiert, dass er nicht von einem Hirslander Spieler umgehauen worden, sondern mit dem eigenen Torhüter zusammen-*getütscht* sei, einem Profi-Fussballer aus Thun. Die Schmerzen werden für Nussbaumer dadurch allerdings auch nicht erträglicher. (hmo)

**Julien Tornare**, Uhrmacher, will Touristen nach Le Locle bringen. Der Chef der Uhrenmarke Zenith bietet ab sofort Führungen durch die traditionsreiche Manufaktur an, wo man die Entstehung der Chronografen am lebenden Objekt verfolgen kann. Bisher sind die meisten Werkstätten der Traditionsbranche so diskret wie Privatbanken. Das Going-public von Zenith findet in Zusammenarbeit mit Neuenburg Tourismus statt. Damit soll der Missstand behoben werden, dass es in der Herzkammer der Neuenburger Uhrenindustrie bislang ausser Fabrikfassaden mit klingenden Namen so gut wie nichts zu sehen gab. (fsc)

## Nachruf



*Solides Wachstum:* Alvaro Arzú.

**Alvaro Arzú (1946–2018)** – Guatemala lag nach drei Jahrzehnten Guerillakrieg am Boden, als der Unternehmer Ende 1995 zum Präsidenten gewählt wurde. Während seiner Amtszeit wurden zahlreiche defizitäre Staatsbetriebe privatisiert. Mit den freigewordenen Mitteln trieb Arzú den Ausbau der Infrastruktur voran. Seine von linker und kirchlicher Seite kritisierte neoliberale Politik führte zu solidem Wachstum und zu sinkender Armutsquote. Am Anfang seiner Amtszeit verfügten 30 Prozent der Haushalte über einen Stromanschluss, vier Jahre später waren es 70 Prozent.

Der Friedenspakt mit der Guerilla URNG gilt als unbestrittene Leistung der Regierung Arzú. Der Pakt wurde in einem Referendum zwar abgelehnt, doch die Guerilla versank schnell in der Bedeutungslosigkeit. Unter Arzú, der einen Draht zu Bill Clinton hatte, verbesserten sich auch die angespannten Beziehungen zu den USA. Tiefpunkt seiner Amtszeit war der nie geklärte Mord an Bischof Juan Gerardi 1998. Arzús politische Gegner versuchten mit allen Mitteln, eine Verbindung zur Regierung zu konstruieren.

Der Missbrauch des korrupten und stark ideologisierten Justizapparates für politische Zwecke gehört neben der Gewaltkriminalität zu den Hinterlassenschaften der Guerilla, die weder Arzú noch seine Nachfolger je unter Kontrolle bringen konnten. 2008 holte der rechtsliberale Oscar Berger die internationale Strafermittlungskommission Cicig ins Land, die sich unter dem Sozialdemokraten Alvaro Colom bald gegen ihren Gründer wandte. Wie Berger und Colom selber deckte die Cicig auch Arzús Familie mit politischen Strafklagen ein. Die Guatemalteken wählten ihn trotzdem viermal zum Bürgermeister ihrer Hauptstadt, letztmals vor drei Jahren.

Der Ausläufer eines jener Politverfahren führte letzte Woche in Genf zur Verurteilung von Arzús politischem Ziehsohn Erwin Sperisen. Zwei Stunden nachdem der 72-jährige Bürgermeister von Guatemala-Stadt vom Urteil erfahren hatte, erlag er einem Herzinfarkt. *Alex Baur*

Mehr zum Fall Sperisen: Seite 32

## FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

### Nicht alle Arbeitnehmer Ü50 sind schutzbedürftig

ab Montag, 7. Mai 2018, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 14. Mai 2018, täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:

[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)

# In Trumps Traumschloss

Von Urs Gehriger — In seinem Privatklub «Mar-a-Lago» kann Donald Trump ganz sich selbst sein. Hier läuft der US-Präsident zur Hochform auf. Zu Besuch in seinem Reich.

Wer über Mar-a-Lago berichten will, kann dies mittels Google Search tun oder mit einem Feldstecher. Man kann eine Drohne steigen lassen und versuchen, das Gelände von oben zu inspizieren. Oder man fährt vor das Anwesen, am besten in einem Rolls-Royce-Cabriolet, und gleitet durch das von Engeln flankierte Hauptportal, rauscht dem manikürten Rasen entlang und parkiert vor der Palasttür.

Ich habe mich für Letzteres entschieden.

«Näher ans Paradies komme ich im Leben nie», sagt Trump über seinen Traumpalast in Palm Beach. «Ich habe diesen ultimativen Ort erworben und Unglaubliches aus ihm geschaffen.» Hier ist der Präsident weit weg vom «Sumpf» in Washington. Es rauschen die Palmblätter im Wind, in der Ferne klacken Krocketkugeln, und irgendwo plantscht ein gebräuntes Frauenbein im Pool.

Fantastische Orte tragen fantastische Namen. Shangri-La. Xanadu. Trumps Reich heisst Mar-a-Lago. Vier Silben gehauchte Sinnlichkeit. 126 Zimmer voller Prunk. 35 000 Quadratmeter Frischluftoase zwischen dem Atlantik und einem See. Daher der Name Mar-a-Lago. Vom Meer zum See.

## Die meisten sind mit ihm befreundet

Bereits im Entrée herrscht eine Farbenpracht wie in einem tropischen Regenwald. Betört weidet sich das Auge an Tapeten und Tapisserie, an orientalischen Ornamenten und Kristalleuchtern und bleibt schliesslich an einer Inschrift hängen.

«Plus ultra».

Es ist die Steigerungsform des legendären Credos «Non plus ultra» (Nicht mehr weiter) an den Säulen von Herakles am Atlantik, welche das Ende der bewohnbaren Welt markierten. Als die spanischen Seefahrer im 16. Jahrhundert diese Grenze überschritten und nach Amerika übersetzten, segelten sie unter neuem Banner «Plus ultra» (Immer weiter). Aus dieser Zeit stammen auch die Kacheln von Mar-a-Lago, welche die Inschrift tragen. «Plus ultra» ist die Chiffre für Trumps Paradies.

Noch herrscht Ruhe im Palast. Hoher Besuch aus dem Land der aufgehenden Sonne wird erwartet. Japans Premier Shinzo Abe und First Lady Akie sind im Anflug. Der Hausherr ist schon da. Präsident Trump ist in seinen Privatgemächern, umringt von seinem Hofstaat aus Ministern, Bediensteten und Security-Personal. Vor wenigen Tagen liess er Syrien in einer

Strafaktion wegen eines Giftgaseinsatzes bombardieren. Jetzt widmet er sich dem nächsten Krisenherd: Nordkorea.

Die meisten amerikanischen Präsidenten hatten ihren *hideaway*, ihren privaten Zufluchtsort, wo sie dem Trubel im Weissen Haus entfliehen konnten. Reagan tankte Energie in den Hügeln von Santa Barbara, Kalifornien. George W. Bush suchte Ruhe auf seiner Ranch in Crawford, Texas. Viele taten es Trump gleich und fanden eine Verschnaufpause im sonnigen Florida. Truman in Key West. Nixon in Key Biscayne. Und JFK in Palm Beach, bloss ein paar Kilometer nördlich von Trumps Schloss.

Doch Trumps Mar-a-Lago ist anders. Es ist nicht bloss ein privates Anwesen wie das seiner Vorgänger. Trump teilt sein Reich mit Hunderten Leuten. Er hat seinen Privatbesitz zum Klub gemacht. Zu einem lukrativen Wirtschaftsunternehmen – einem, das pro Jahr rund 15 Millionen Dollar Gewinn einträgt.

100 000 Dollar kostete die Mitgliedschaft ursprünglich. Seit Trump Präsident ist, verlangt

## Man weiss nie, wann er um die Ecke kommt. Oft mischt er sich spontan unter die Gäste.

er das Doppelte. Dafür wird auch ordentlich was geboten. Ein Terrassenschwimmbad (immer auf 25,5 Grad geheizt), ein Strand-Pool, fünf Weltklasse-Tenniscourts, ein Krocketfeld, rauschende Feste im gigantischen Ballsaal im Louis-XIV-Stil unter goldverzierten Tapeten, Wellness, Friseur und Schönheitssalon. Selbst für das Wohl der kleinsten *clubbers* wird gesorgt: *chocolate facials* mit Schokoküsen zum Aufessen als Happy End.

Mitglieder des superexklusiven Privatklubs tragen klingende Namen. Öl-Unternehmer, Segler und Sammler Bill Koch zum Beispiel. Financier Thomas Peterffy. Der Coach der New England Patriots, Bill Belichick. Knapp 500 Mitglieder sind es, die hier verkehren, darunter auch Europäer. Einer von ihnen ist mein Gastgeber.

Bis auf einen kleinen Privatrakt, der Trump und seiner Familie vorbehalten ist, haben die Mitglieder Zutritt zum ganzen Areal. Sie können im selben Pool schwimmen wie Donald Trump Jr., sie dinieren im selben Restaurant wie Ivanka. Bis direkt vor die Privatgemächer von Donald und Melania Trump reicht das Klubgelände.



Goldtapeten, Golfdiplomatie und geheimnisvolle



«Alle wollen kommen»: Japans Premier Abe,





Zeichen: Trumps «südliches Weisses Haus» in Florida.



Melania Trump, Akie Abe, Präsident Trump (v.l.).

Für die Klubmitglieder ist die Gegenwart des Präsidenten nichts Besonderes. Die meisten sind seit Jahren mit Trump befreundet. Einzig die Sicherheitsvorkehrungen sind jetzt viel höher.

#### «Handfeuerwaffen?», fragt die Security

Klubmitglieder lieben es, wenn Trump im Haus ist. Man weiss nie, wann er um die Ecke kommt. Oft mischt er sich spontan unter die Gäste, schüttelt Hände und klopft auf Schultern. Man sei «eine grosse Familie», sagt ein Klubmitglied. Selbst beim Besuch hoher Staatsgäste legt Trump Wert darauf, dass seine *members* nicht ausgeschlossen bleiben. Das Begrüssungsdinner mit dem Gast aus Japan wird auf der offenen Terrasse eingenommen.

Mein Gastgeber hat vorgesorgt. Bereits vor Tagen hat er einen Tisch neben dem Präsidenten reserviert. Zehn Minuten dauert die Ein-

gangskontrolle. «Handfeuerwaffen?», fragt einer von der Security. Lächelnd schütteln wir den Kopf. Ein Spürhund sucht die Limousine nach Sprengstoff ab. Unsere Telefone werden konfisziert und in einem Plastikcontainer verstaut.

Seit ein Klubmitglied letztes Jahr Bilder vom Staatsdinner mit Abe auf Facebook postete, herrscht bei Staatsbesuchen absolutes Handy-Verbot. Das Mitglied hatte just in jenem Moment Fotos geschossen, als die Nachricht von einem Raketentest Kim Jong Uns den Präsidenten erreichte.

Es ist 19.30 Uhr. Trump und Abe schreiten mit ihren First Ladies auf die Terrasse. Melania entzückt die Gäste mit ihrem weiss-blau gestreiften Sommerkleid, das sich hauteng an ihren grazilen Oberkörper schmiegt und ab der Hüfte bei jedem Schritt luftig um ihre Beine wogt. Kaum haben sie am Tisch Platz genom-



men, wird der Tross von Pressefotografen hereingelassen, der wie brodelnde Lava über die Absperrkordel quillt. Es klickt und es blitzt. Nach zwei Minuten ist der Pressespek vorbei. Ruhe kehrt ein. Jetzt ist man unter sich.

Die Gesellschaft vertieft sich in gehobenem Smalltalk. Mit flüchtigen Blicken werden Mimik und Gestik des Präsidenten gedeutet. Der macht mit gestreckter Handfläche Hackbewegungen. Spricht er über Kim und darüber, wie mit ihm umzugehen sei? Oder erzählt er Abe, mit welchem verblüffenden Tricks er seinen Palast erwarb?

Ein Lüftchen weht über die Terrasse. Auf dem nahen Wasser patrouilliert ein Polizeiboot. Rund ums Gelände sind Spezialkräfte in Lauerstellung. Fast vergisst man, dass hier der mächtigste Mann inmitten seiner Klubmitglieder unter freiem Himmel diniert. Es sei ein toller Abend, ist sich die Gesellschaft einig. Die Gründerin von Mar-a-Lago hätte ihre helle Freude, könnte sie der Szene beiwohnen.

Marjorie Merriweather Post (1887–1973) hatte den Palast 1927 erbauen lassen. Die Erbin des Lebensmittelkonzerns General Foods war damals eine der reichsten Frauen der Welt. Auf

---

## Fast vergisst man, dass hier der mächtigste Mann der Welt unter freiem Himmel diniert.

---

diversen Kulturreisen durch Europa liess sich Merriweather inspirieren. Sie bestellte drei Schiffsladungen dorischen Stein aus Genua und heuerte den Architekten Joseph Urban, ehemals Baumeister unter Kaiser Franz Joseph, an. Entstanden ist ein fantastischer Mix aus verschiedenen Stilen und Kulturen: maurisch, spanisch, venezianisch, holländisch, portugiesisch. Europäer mag der Palast heute etwas überladen anmuten, doch in der Neuen Welt stellte Mar-a-Lago damals alles in den Schatten.

### Ein Schnäppchen

Vor ihrem Tod schenkte Merriweather Mar-a-Lago der US-Regierung. Das Präsent war verbunden mit einem Wunsch: Man solle in ihrem Palast Treffen mit der Weltspitze abhalten. Doch schon wenig später ging es mit Mar-a-Lago bergab.

Trump gibt die Anekdote gern und häufig zum Besten: «Man nannte es das südliche Weisse Haus. Es wurde der US-Regierung übergeben, dann entschied Jimmy Carter, dass es zu teuer für die USA sei», erzählt Trump an der Pressekonferenz mit Abe. «Zum Glück für mich. Ich kaufte es. Wer hätte das gedacht? Doch nun ist es in der Tat das südliche Weisse Haus. Viele, viele Mächtige dieser Welt wollen nach Mar-a-Lago kommen. Sie bitten speziell darum.» Abe an Trumps Seite lächelt stolz. Er ist bereits zum zweiten Mal hier.

Auf der Terrasse wird die Vorspeise aufgetragen. Plötzlich hebt Trump die Hand, winkt ein Klubmitglied herbei. «Deine Krawatte», sagt der Präsident. «Woher hast du sie?» Er zeigt auf eine rote Hermès-Krawatte. «Von dir, Mr President», sagt das Klubmitglied. «Guter Geschmack», kommentiert der Präsident grinsend.

Trump habe sie ihm vor rund zehn Jahren geschenkt, erzählt das Klubmitglied später. Wenn der Präsident einen möge und einem vertraue, könne er grosszügig sein. Je nach Laune zücke er spontan einen Hundert-Dollar-Schein aus seiner Tasche und stecke ihn dem Personal zu, wird in der Presse berichtet. Dazu will sich niemand äussern. Überhaupt will kein Klubmitglied den eigenen Namen in der Presse lesen. Zu oft habe man erlebt, dass Journalisten einem das Wort verdrehten.

Über den Klub werde eine Menge Mist geschrieben. Zum Beispiel, dass der Präsident hier Steuergelder verschwende oder dass er bloss faulenze. Zwar habe Trump hier kein Büro, was aber nicht heisse, dass er nicht arbeite. Der Präsident denke und entscheide dauernd. Freizeit empfinde er als Zumutung.

In der Tat hat Trump wiederholt bewiesen, dass er in seinem «südlichen Weissen Haus» als aktiver Commander in Chief amtiert. Hier hat er seine Inaugurationsrede geschrieben. Von hier aus liess er letztes Jahr Syrien bombardieren, aus einem geheimen Kommandoraum im Untergeschoss des Gebäudes.

Allein schon die Art und Weise, wie er das Grundstück hier gekauft habe, sei der Beweis, dass er sich ideal als Oberbefehlshaber qualifizieren werde, erklärte Trump im Wahlkampf. Das Husarenstück sei ein Schulbeispiel dafür, wie die USA «mit dem Iran, mit China, mit Indien und Japan und allen anderen verhandeln sollten».

Nachdem die Regierung Mar-a-Lago hatte verlottern lassen, kam das Anwesen für 28 Millionen Dollar auf den Markt. Viel zu teuer, fand Trump. Er kaufte benachbarte Grundstücke auf und drohte, einen gigantischen Betonbunker in die Luft zu ziehen, wodurch er die exklusive Aussicht von Mar-a-Lago ein für alle Mal ruiniert hätte. Trumps Strategie wirkte. Der Preis fiel. 1985 sicherte sich Trump sein Märchenschloss für 5 Millionen Dollar (plus 3 Millionen für die Möbel). Ein Schnäppchen!

Doch Trumps Einstand in Palm Beach verlief alles andere als reibungslos. Er lag im Dauerstreit mit der Stadtverwaltung. Einmal ging es um den Fahnenmast, der höher war, als das Gesetz es erlaubte. Dann forderte er eine Flugverbotszone über seinem Anwesen. Trump war, gelinde gesagt, kein Sympathieträger in der gehobenen Nachbarschaft.

Abermals griff der Immobilienmogul in die Trickkiste. Er schickte Juden, Schwarzen und schwulen Paaren, welche in den elitären Palm-Beach-Klubs keinen Zutritt erhielten, eine spezielle Einladung für eine Mitgliedschaft im



Mix der Stile: Florentiner Fresken.



«Plus ultra»: Chiffre für Trumps Paradies.



Erbauerin: Marjorie Merriweather Post.

Mar-a-Lago. Er flog Entertainer wie Elton John, Lionel Richie, Diana Ross oder Luciano Pavarotti ein, die den Klub in eine Partyzone verwandelten. Einmal räumte er den ganzen Klub, damit Michael Jackson und Lisa Marie





Betört wandert das Auge: Wohnzimmer und Herzstück des Palastes.



«Baby's house»: Kinderzimmer von Ivanka und Tiffany.

Presley ihre Flitterwochen im Trump-Schloss verbringen konnten. Und bei seiner Hochzeit mit Melania Knauss 2005 im frischeröffneten Ballsaal wippen Hillary und Bill Clinton zu den Gesängen von Tony Bennett.

Trumps Charmeoffensive, gepaart mit juristischem Fingerhakeln, zahlte sich aus. 2003 wurde Mar-a-Lago von der American Academy of Hospitality Sciences als «bester Privatklub der Welt» ausgezeichnet.

Plötzlich herrscht Unruhe in der Wandelhalle hinter der Terrasse. Kommunikationschefin Sarah Huckabee Sanders starrt mit besorgter Miene auf ihr Handy. Langsam nähert sie sich dem Präsidenten. Was hat sie bloss? Sie will ihm etwas mitteilen. Hat Kim wieder eine Rakete getestet, wie bei Abes letztem Besuch? Nun flüstert sie Trump etwas ins Ohr und zeigt auf ihr Mobiltelefon. Was erfährt da der Präsident gerade, das die Welt noch nicht weiss? Einen Moment lang scheint die Zeit stillzustehen. Auch Melania schaut auf Sanders' Display. Sie legt den Kopf zur Seite. Ihre Laune scheint plötzlich getrübt. Trumps Mimik hingegen verrät keine Dramatik. Seine Lippen hängen tief. Er nickt. (Als wir beim Verlassen unsere Telefone wieder erhalten, erfahren wir, dass die ehemalige First Lady Barbara Bush gestorben ist.)

«We love you, Mr President»

Nach anderthalb Stunden erhebt sich der Präsident mit Gefolge von der Tafel. Sofort fährt die Klubgesellschaft aus ihren Stühlen und klatscht in die Hände. Abe ist entzückt über die Standing Ovation. Einer ruft: «We love you, Mr President.» Der Präsident schickt eine Kusshand. «Love you too!»



Der Mond ist aufgegangen über dem *Southern White House*. Gegen Mitternacht rollen die Bentley's und Rolls nach Hause. Der mächtigste Mann zieht sich in die «owner's suite» zurück. Offenbar schläft er auch in dieser Nacht wenig. Um 3.42 Uhr setzt er einen Tweet ab und versetzt die Welt in Erstauen: «Mike Pompeo [designierter Aussenminister, die Red.] traf sich mit Kim Jong Un in Nordkorea letzte Woche. Treffen verlief reibungslos, und eine gute Beziehung wurde hergestellt.»

Wurde da gerade Weltgeschichte getwittert?

Vor dem Morgengrauen hagelt es bereits wieder schlechte Presse. Die amerikanische Flagge in Mar-a-Lago stehe nicht auf halbmast, mokieren sich Journalisten. Eine Beleidigung für die Trauerfamilie Bush sei dies.

Als wir vor dem Frühstück am Klub vorbeifahren, hängt die Fahne über Trumps Palast standesgemäss auf halbmast. Wir verschieben uns in den Trump International Golf Club, fünf Minuten Autofahrt von Mar-a-Lago entfernt. Die Route führt am Nachtclub «Ultra» vorbei, an dem in grossen Lettern «Make America horny again» prangt. Ein paar Tage zuvor war hier Stormy Daniels abgestiegen, die Pornodarstellerin, die auf allen Kanälen mit peinlichen Details über ihr angebliches Sexabenteuer mit Trump vor fünfzehn Jahren berichtet. Trumps Plagegeister folgen ihm bis an die Pforten des Paradieses.

### Vorsicht, rote Mütze!

Im Klubrestaurant sitzt Trump bereits beim Frühstück. Durch die Glasvitrine in seinem Rücken eröffnet sich ein breites Panorama des tropischen Golfplatzes, der sich über 27 Loch erstreckt und gemäss Golf-Cracks zu den weltbesten zählt. Neben dem Präsidenten sitzen Shinzo Abe, im langärmligen Anti-UV-Shirt, das ihn vor der gleissenden Florida-Sonne schützen soll, sowie die Top-Player des Klubs, John Nieporte und John Stark.

Wir setzen uns an den Nebentisch. Trump schickt meinem Gastgeber einen flüchtigen Gruss und nimmt einen zügigen Schluck Eistee. Er trägt dabei seine Präsidentenmütze mit Aufschrift «Trump» und «45». Die *New York Times* zitierte vor zwei Jahren Trumps ehemaligen Butler Anthony Senecal mit den Worten: «Wenn seine Mütze weiss ist, dann ist der Boss guter Laune. Wenn sie rot ist, bleibst du ihm besser fern.» Heute trägt der Präsident eine rote, aber seine Laune scheint blendend. Es juckt ihn in den Händen. Er drängt auf den Kurs.

Rund dreissig Golf-Buggys folgen Trump zum Abschlag bei Loch 1. Wie ein Moskitoschwarm sind sie dauernd in Bewegung. Sobald er den Ball spielt, nehmen Scharfschützen und die Security auf den Anhöhen eine neue Position ein.

Wir folgen dem Präsidententross im Abstand von zwei Loch. Ich fahre den Golf-Buggy und profitiere von meiner Erfahrung, schliesslich habe ich mit vierzehn auf dem Golf &

Country Club Blumisberg an der Grenze zwischen Bern und Freiburg als Caddie mein erstes Taschengeld verdient.

Trump schlägt ein hohes Tempo an. Wie immer, wenn der Präsident das Weisse Haus verlässt, folgt ihm auch hier ein Assistent mit dem «nuclear football», dem Atomkoffer. Dabei handelt es sich um eine dicke Ledertasche mit Aluminiumrahmen von rund zwanzig Kilogramm Gewicht. Darin befindet sich der legendäre «Atomknopf», über den der Präsident in jüngster Zeit im Superlativ getwittert hat.

Die leicht bizarr anmutende Szene versprüht Optimismus. Das einzige Mal in der Weltgeschichte, dass der Atomknopf gedrückt

### Sobald er den Ball spielt, nehmen die Scharfschützen auf den Anhöhen eine neue Position ein.

wurde, war gegen jenes Land, dessen Vertreter jetzt mit dem US-Präsidenten Golf spielt. Vereint in enger Freundschaft – und trotzigem Bündnis gegen die neue Atomgefahr aus Nordkorea.

Bereits bei Loch 2 holt einen das Nuklearzeitalter wieder ein. Ein Bunker! «The Atomic Shelter» steht in Goldlettern an einer Betonwand. Ein Scherz? Keineswegs, wie ich erfahre.

Während der Kubakrise sei dieser Bunker gebaut worden, zum Schutz von Präsident Kennedy, der oft in Palm Beach residierte. Trump selbst hat die Präsenz des Schutzraums öffentlich bestätigt. Nachdem er das Grundstück gekauft habe, sei man auf den Bunker gestossen. Es hätte ihn ein Vermögen gekostet, ihn zu sprengen, «also habe ich ihn für 100 000 Dollar repariert» und in den Golfplatzparcours integriert, sagte er 2007 in einem Interview mit *Esquire*. Bei Loch 2 schlägt man jetzt vom Bunkerdach aus ab. Auch in Mar-a-Lago habe er mehrere Atombunker, so der Präsident im Interview weiter. «Wir machten Tests, und das Fundament ist fest im Korallenriff verankert mit Stahl und Beton.» Marjorie Merriweather hatte die Bunker während des Koreakriegs nachträglich einbauen lassen.

Während Abe letztes Jahr in der Partie mit Trump hier in einen Sandbunker fiel, was von der Presse mit Häme verbreitet wurde, gibt er sich jetzt keine Blösse. Er hält wacker mit dem Präsidenten mit. Trump gibt sein Handicap mit 3,7 an, ein phänomenaler Wert, der in Golfkreisen umstritten ist. Doch wen immer man im Klub fragt, der attestiert dem Präsidenten grosses Können. Auch das *Golf Magazine* lobt, Trump habe einen «soliden Griff», eine «kräftige Drehung», schlage «Killer-schüsse aus dem Sandbunker» und habe einen «sicheren Putter». Diese Qualitäten seien «vier Gründe, warum du Donald Trump nicht schlagen kannst». Der Artikel hängt eingerahmt vor der Garderobe des Golfklubs.



35 000 Quadratmeter Frischluft-Oase: Klub-Pool.



Zwischen Meer und See: Anwesen in Palm Beach.

Auch heute geht Trump als Sieger vom Platz, wie man später im Klub erfährt. Zuerst seien der Präsident und Abe gegen die Golf-Cracks Nieporte und Stark im Rückstand gelegen, hätten bei Loch 17 und 18 aber schliesslich





Wie in einem tropischen Regenwald: Entrée mit Réception.



«Meine ganze Hoffnung liegt in mir selbst.»

Derweil ist in Mar-a-Lago wieder Ruhe eingekehrt. Trump und Abe sind durch die Luft entschwinden. Der leere Palast lädt zu einem Rundgang ein. Direkt neben der *owner's suite*, Trumps Privatgemächern, die zwei Schlaf- und Badezimmer bieten, liegt das Kinderzimmer. Hier, im Himmelbett und auf einem mit Dornröschensujets verzierten Teppich, haben Trumps Töchter Ivanka und Tiffany ihre Jugend verbracht. Das Fenster ist gesichert mit einem schmiedeeisernen Gitterrost. Er wurde nach dem Lindbergh-Kidnapping 1932 angebracht, als sich die ganze Nation vor Kindsraub fürchtete. Damit sich die Mädchen nicht wie in einem Gefängnis fühlten, wurde der Rost mit eisernen Sujets aus «Grimms Märchen» ergänzt.

### Visionär im Tennisanzug

Über die Wandelhalle gelangt man in die ehemalige Bibliothek. Trump hat sie in eine Bar umfunktioniert. Hier hängt das wohl berühmteste Porträtmalerei Trumps: «Der Visionär». Es zeigt den jungen Trump, jupiterhaft, in schneeweißem Tennisanzug vor apokalyptisch leuchtendem Hintergrund. Sein künftiger Erfolg ist ihm ins Gesicht gepinselt.

Ein paar Schritte weiter erreicht man schließlich den «Living Room». Er ist das Herzstück von Mar-a-Lago. Hierhin zieht sich die distinktierte Gesellschaft zum Gespräch zurück. Hier hält Trump seine Presseauftritte ab.

Das Auge wandert weiter, wo es zu Beginn des Besuchs angehalten hat, über florentinische Fresken zum Kamin aus dorischem Stein, auf dem ein goldenes Familienwappen prangt. In feinen Lettern steht eingraviert:

«In me mea spes omnis.» – Meine ganze Hoffnung liegt in mir selbst. Es ist das Motto der ersten Schlossherrin Merriweather. Sie hätte keinen passenderen Nachfolger finden können als Donald Trump. ○



Partyzone: mit Lionel Richie, 2008.



«Strategisch gewonnen»: Abe und Trump.

«strategisch gewonnen». Erfolgreiche Golfdiplomatie nennt man das in der Fachsprache.

In den folgenden Tagen werden sich die Ereignisse überstürzen. Nordkoreas Diktator Kim Jong Un verkündet, er werde die Atom-

und Raketentests aussetzen. Er umarmt Südkoreas Premier Moon Jae In und unterzeichnet eine Erklärung zu nuklearer Abrüstung. Bald soll ein Treffen zwischen Trump und Kim stattfinden. Die Welt hält den Atem an.



# Netzsperrungen sind vernünftig

Von Peter Marti und Michael Meister (Illustration)— Jungparteien und der Chaos Computer Club der Schweiz bekämpfen das neue Geldspielgesetz wegen der vorgesehenen Netzsperrungen. Auch die SVP lässt sich von der Hysterie anstecken. Die Empörten liegen falsch. Die Sperrungen sind richtig, das neue Gesetz ist gut.



Netzsperrungen sind Grenzen, die es im Rechtsstaat braucht.

Der Chaos Computer Club Schweiz (CCC-CH) besteht aus mehreren nationalen Hackerspaces. Er ruft, gemeinsam mit den Jungparteien, zur Ablehnung des neuen Geldspielgesetzes auf, das am 10. Juni 2018 an die Urnen kommt. Ihr Hauptargument lautet, das Gesetz sehe «Netz-Zensur» vor. Was das Gesetz in Tat und Wahrheit vorsieht, ist, Online-Geldspiele von Anbietern aus dem Ausland, die in der Schweiz keine Konzession besitzen, zu verbieten. Jeder ausländische Online-Geldspiel-Anbieter kann in der Schweiz problemlos eine Konzession beantragen. Was wäre der Grund, dies nicht zu tun? Ganz einfach: Es kostet ihn 50 Prozent des Umsatzes, die Geldspielbetreiber in unserem Land per Gesetz an die AHV und den Lotteriefonds abzugeben haben.

Die konzessionierten, schweizerischen Geldspiel-Anbieter haben sich zudem einiges einfallen lassen, um den Missbrauch im Geldspiel zu stoppen. Für Online-Spiele auf Schweizer Sites existiert eine fiskalische Geldwäschekontrolle. Es wird eine schwarze Liste mit gesperrten Spielsüchtigen geführt. Und gegen Betrug wird vorgegangen, indem beispielsweise bei einem ausländischen Online-Anbieter mit der Auszahlung des Ge-

## Für Online-Spiele existiert eine fiskalische Geldwäschekontrolle.

winns gewartet wird, bis der Spieler wieder spielt. Diese positiven Faktoren und natürlich der jährliche Geldsegen an AHV und Lotteriefonds haben den Bundesrat und die SP, die CVP und die EVP dazu bewogen, das neue Geldspielgesetz zur Annahme zu empfehlen. Gegner sind die Jungparteien quer durch alle Lager, aber auch Interessenverbände wie der erwähnte Chaos Computer Club.

## Folgt die SVP blindlings dem Chaos-Club?

In der Pressemitteilung des Chaos Computer Club vom März 2018 ist unter anderem Folgendes zu lesen: «Die befürwortenden Parlamentarier zeigen einen unbedarften Umgang mit dem Cyberspace und arbeiten mit voller Kraft daran, den ICT-Standort Schweiz in grundrechtlicher und wirtschaftlicher Hinsicht zu ruinieren.» Wie kommt ein halbwegs ethisch denkender Mensch zu einer solchen Aussage? Es geht dem Chaos Club keineswegs



um die Anliegen der schweizerischen Geldspielvertreter, sondern um das grundsätzliche Thema Netzsperrung. Das Geldspiel muss aus aktuellen Gründen herhalten. Ein solches Verhalten finde ich auch als Experte in Sachen «Ethics in Business» (Global Leadership Forum) höchst stossend. Zudem würde ich nie im Leben einem Chaos Club zustimmen. Denn auch wenn ich als Werber manchmal gerne chaotisch denke, verabscheue ich Chaos, wenn es zum Programm wird und damit Politik gemacht wird.

Die Argumente des Chaos Clubs und der Jungparteien sind schlicht nicht zu Ende gedacht. Netzsperrungen gibt es schon lange. Einerseits zensurieren sich die Anbieter selbst und sperren auf freiwilliger Basis zum Beispiel Sites mit kinderpornografischem Inhalt. Das Fedpol (Bundesamt für Polizei) sperrt immer wieder Sites, welche gegen geltendes Recht verstossen. Dann gibt es richterliche Entscheide, die zu Sperrungen führen. Kurz: Alles was gegen das schweizerische Recht verstösst, wird verhindert. Genauso müssen auch widerrechtliche Geldspielanbieter aus dem Ausland verboten werden.

Bei der von der SVP beschlossenen und nur schwer zu verstehenden Stimmfreigabe geht es auch um den Rechtsraum Schweiz. Wie kommt die SVP dazu, dessen Schutz mittels Stimmfreigabe zu gefährden? Herzlich will-

kommen, EU-Recht! Was hat sich die SVP überlegt? Folgt sie einfach blindlings dem Chaos Club? Noch wäre es nicht zu spät, die Stimmfreigabe zugunsten eines Ja zu korrigieren.

Wie erwähnt: 50 Prozent der Geldspiel-Einnahmen der schweizerischen Casinos und Lotteriegesellschaften kommen der AHV/IV zugute. Das sind pro Jahr alleine rund eine Milliarde Schweizer Franken. In der Schweiz

### In der Schweiz besteht Grund zur Freude, wenn die Anbieter mit den Spielern Geld verdienen.

besteht also durchaus Grund zur Freude, wenn die Anbieter mit den Spielern Geld verdienen. Im Gegensatz zum Ausland, wo keine gemeinnützigen Abgaben geleistet und auch keine Massnahmen zum Schutz vor Spielsucht und gegen Betrüger ergriffen werden. Auch das sind Gründe, weshalb die Mehrheit des Parlaments die Grenzen für ausländische Anbieter schliessen will. Ganz verhindern lässt sich das Spielen auf ausländischen Plattformen aber auch durch Netzsperrungen nicht. Denn durch Einwahl in virtuelle private Netzwerke (VPN) kann der Nutzer über einen VPN-Server im Ausland auf die gesperrten Websites zugreifen. Doch das erfordert einige

Fachkenntnisse und dürfte nur von einem Bruchteil der Spieler tatsächlich wahrgenommen werden.

### Regeln wie im Strassenverkehr

Ich bin ein unabhängiger und parteiloser Schweizer Bürger. Wenn ich mich heute als Werber und Ethiker für das neue Geldspielgesetz einsetze, dann einfach deshalb, weil ich Dummheit, Arroganz und das willentliche Verdrehen von Fakten unerträglich finde. Es geht doch nicht an, zu behaupten, dass die «digitalen Gartenzäune in der globalen Web-Landschaft zunehmen und sie wie einen kruden Hindernislauf aussehen lassen» (Chaos Club Schweiz). Schliesslich funktioniert der Daten-Highway nicht anders als unser Strassennetz. Grundsätzlich steht es allen offen, aber es kennt klare Regeln und Verbotstafeln, ohne die ein geordneter Verkehr unmöglich wäre.



Peter Marti ist Inhaber des Werbeunternehmens Marti Communications AG.

**DIE WELTWOCH**  
*on the road*



## Roger Köppel im Gespräch mit Anita Fetz über die brisanten Themen des Monats

# Die andere Sicht

**Donnerstag, 17. Mai 2018**

**Ort:** Volkshaus Basel, Rebgasse 12-14, Basel

**Beginn:** 18.00 Uhr, Türöffnung: 17.00 Uhr

**Anmeldung bis 15. Mai erforderlich an:**  
[ontheroad.fetz@weltwoche.ch](mailto:ontheroad.fetz@weltwoche.ch)

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail (beschränkte Teilnehmerzahl).

**DIE WELTWOCH**



*Je mehr Kleidungsstücke sie ablegte, desto anständiger wirkte sie: Kylie Minogue, 49.*

**Zeitgeist**

## Nah an der Glitterkanone

*Von Julie Burchill* — Lange traute ich mich nicht, dazu zu stehen – jetzt bin ich ein bekennder Fan. Eine überfällige Liebeserklärung an den australischen Popstar Kylie Minogue.

Seit drei Jahrzehnten habe ich ein Auge auf Kylie. Als 1987 ihre erste Single «I Should Be So Lucky» herauskam, war ich 28 und eine hochbezahlte, arrogante Journalistin. Da ich das Gefühl hatte, vom Alter und Intellekt her über «so was» erhaben zu sein, hörte ich die Single nur, wenn ich allein war – dafür zwanghaft, so wie man einst Kokain genommen hat (was ich hingegen viel lieber vor Publikum tat). Natürlich gefielen mir nicht all ihre Platten – in dreissig Jahren hat sie allein 72 Singles veröffentlicht –, aber es gibt ein paar, die mir die Ereignisse, zu denen sie den Soundtrack lieferten, so direkt und heftig in Erinnerung rufen wie der Geruch eines Parfüms: «Better the Devil You Know», «Shocked», «Confide in Me» und das majestätische «Can't Get You Out of My Head» von 2001.

In diesem Jahr hatte ich zwei Kylie-Erlebnisse: Ich schrieb einen Essay für ihr «On a Night Like This»-Tournéeprogramm. Zur Be-

lohnung erhielt ich Karten in der ersten Reihe für eines der Londoner Konzerte und eine Einladung zur anschliessenden Party, ging aus Schüchternheit aber nicht hin.

### Tradition gequälter Singdrosseln

Im Überschwang meiner Begeisterung verglich ich in einer Kolumne nach 9/11 Kylie dann gar mit Osama Bin Laden: «Würde sich jemand mit Millimeterpapier, einem Rechenschieber und einer grosszügigen Auswahl von Körperteilen hinsetzen, könnte er keine zwei Menschen schaffen, die sich weniger ähnlich wären als Osama Bin Laden und Kylie Minogue. Weder Cricket noch warmes Bier noch alte Jungfern, die auf Fahrrädern zur Abendandacht radeln, verkörpern das, wofür es sich für uns Britinnen und Briten zu kämpfen lohnt, sondern Kylie, die in ihrem winzigen Kleid so niedlich und wohltuend wirkt wie am Tag ihrer Geburt.»

Das war dermassen ranschmeisserisch, dass ich selbst darüber erschrak und beschloss, etwas mehr Zurückhaltung zu zeigen. Aber einfach war das nicht. Als 2005 bei Kylie Brustkrebs diagnostiziert wurde, reagierte sie dermassen würdevoll und elegant, dass ich erneut auf sie abfuhr, und nicht als Einzige: Ärzte beschrieben als «Kylie-Effekt», dass sich signifikant mehr junge Frauen für Brustkrebsprophylaxe-Untersuchungen anmeldeten.

Ich bin so begeistert, dass ich sie endlich mal live sehe: im Bikini Club in Barcelona, wo sie «Golden», ihr neues Album mit den Nashville-Anklängen, vorstellt. Einer der schlimmstmöglichen Sätze für mich ist «Heute Abend spiele ich mein neues Material», doch das ist für einmal egal, ich habe so lang darauf gewartet, sie zu sehen, und da ist sie jetzt, nur wenige Meter von mir entfernt.

Das Publikum besteht zu 80 Prozent aus Schwulen. Manchmal kann der Liebe von



Schwulen zu leidgeprüften Sängerinnen etwas Morbides anhaften; doch an diesem Abend sind sie einfach nur entzückt. Kylies Beziehung zum Publikum ist etwas ganz Besonderes: Sie spricht mit uns, als wären wir ein Grüppchen von Freunden, die sie eben mal eingeladen hat, um etwas Musik zu hören, und entsprechend reagieren wir auch. Als sie «Shelby '68» als einen «Song über das Auto meines Vaters» ankündigt, wedelt jemand vorne mit einem Foto: «Genau! Das bin ich neben diesem Auto!», jauchzt sie.

Wenn sie traurige Songs ankündigt, macht sie keinen Hehl daraus, dass diese mit Gefühlen zu tun haben, die sie vor kurzem durchgemacht hat. Der Grundton ihrer Plaudereien ist: «Das Leben kann dich fertigmachen, aber scheiss drauf und mach weiter!»

Ihre Entwicklung von Hotpants zu *hoedowns*, also amerikanischen Volkstänzen, ist einleuchtend: Bei Schwulendiscomusik geht es um die Gefühle von Verletzten, die kampflustig sind; bei Country geht es um die Gefühle von Abgekämpften, die trotz allem weitermachen. Die paar älteren Songs machen Freude, aber der absolute Höhepunkt ist der neue Song «Raining Glitter», der bei mir eine Woge ozeanischer Gefühle auslöst. Er scheint allen Kummer und alle Freuden des Lebens zusammenzufassen, und als wir alle auf Geheiss der Winztitanin die Arme in die Luft strecken und winken, schiessen mir Tränen in die Augen. Und das liegt nicht daran, dass ich zu nah an der Glitterkanone sitze.

Erneut hat man mir gesagt, ich solle doch hinter die Bühne kommen und hallo sagen, aber ich habe das Gefühl, Kylie gibt bei einem Auftritt alles, und ich möchte nicht aufdringlich sein. Eines freilich weiss ich: Ich werde mich noch an diesen Abend erinnern, wenn ich die Sex Pistols und all den anderen lärmigen Blödsinn, den ich als Kind gemocht habe, längst vergessen habe. An diesem Abend hat es keinen einzigen falschen Ton gegeben, weder im wörtlichen noch im metaphorischen Sinn – weil Kylie einfach gar nicht anders kann.

Der überwältigende, bleibende Eindruck ist, wie sehr Kylie zu singen geniesst. Man möchte meinen, das sei selbstverständlich, aber es gibt eine lange, traurige Tradition gequälter Singdrosseln von Judy Garland bis George Michael. Eine gute Stimme zu haben und damit gutes Geld zu verdienen, muss ausgesprochen angenehm sein, oder nicht? Doch irritierenderweise empfinden viele

Showbusiness-Stars ihre Fans als Feinde, Kerkermeister und potenzielle Attentäter. Kylie dagegen sagt: «Meine Fans sind nett.» Sie liebt, was sie tut, und sie liebt ihr Publikum dafür, dass dieses ihr Tun schätzt. Ihr ist klar, dass, wer seinen Lebensunterhalt mit etwas verdient, was er liebt, keinen Tag das Gefühl hat, arbeiten zu müssen – und dass wohl nicht all ihre Fans dieses Glück haben.

### Keinerlei Angst vor dem Älterwerden

Sie rackert sich ab, verfügt über ein erstaunliches Arbeitsethos im Sinn von F. Scott Fitzgeralds «Arbeit ist die einzige Würde» und hat ausserdem die Grosszügigkeit, die man oft bei Menschen findet, die durch eigene Arbeit reich geworden sind. Nie plustert sie eine Krise zu einer Tragödie auf, sondern weiss, dass Stoizismus der sicherste Weg zum Glück ist – in dieser Beziehung kommt ihr nur Keith Richards gleich.

Jemand, der bei der Sendung «Top of the Pops» arbeitete, als Kylie einen Hit nach dem anderen hatte, erzählte mir, Ein-Hit-Wunder-Künstler forderten als Verpflegung oft eine Riesenauswahl von Köstlichkeiten, Kylie

hingegen habe nach nichts anderem verlangt als einem Teekessel. Sogar auf dem Höhepunkt von «SexKylie» war es so: Je mehr Kleidungsstücke sie ablegte, desto anständiger erwies sie sich. Sie hat im eigentlichen Sinn des Wortes nichts zu verbergen. Und wenn sie jetzt, da es auf ihren Fünzigsten zugeht, zurückhaltender auftritt, dann einzig deswegen, weil das stimmig ist, aber ohne jede Angst vor dem Älterwerden.

In den letzten dreissig Jahren haben viele Kylie von ihrem Pfaenthron stürzen wollen, aber sie hat sie alle abgeschmettert wie ein Bumerang, denn das bedeutet «Kylie» in der Sprache der australischen Urbevölkerung. Anmutig und gewandt hat sie die verschiedenen Stationen von der jungen Naiven zur Grande Dame

durchlaufen, ohne je zu einem Monstrum aus Ehrgeiz, Ego und Selbstverliebtheit zu verkommen. Und all den eifersüchtigen Miststücken, die sich darüber die Mäuler zerreißen, dass Kylie nie geheiratet hat, sei gesagt: Kylie hat so viel Spass, Liebe und Geld gehabt, dass es für neun Leben reicht.



Kylie Minogue (1989).

### Anmutig hat sie die Stationen von der jungen Naiven zur Grande Dame durchlaufen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



## Der Weinclub für Geniesser

Tauchen Sie ein in die Welt von Mondovino und profitieren Sie von exklusiven Weinen, Aktionen und den Tipps von Jan Schwarzenbach, Master of Wine.

[mondovino.ch/vorteile](http://mondovino.ch/vorteile)





# Meisterglück und Totalschaden

Von *Thomas Renggli* — Er schoss die Young Boys vor 32 Jahren in den Schweizer Fussballhimmel. Ein schwerer Unfall zerstörte wenig später seine Karrierenträume. Jetzt arbeitet er in Bern als Spitalpfleger und YB ist wieder Meister. Die bewegende Geschichte des Dänen Lars Lunde.

Lars Lunde sitzt auf der Terrasse der BeauSite-Klinik in Bern: die Sonne im Gesicht, die verschneiten Berner Alpen im Rücken. Der 54-jährige Däne nimmt einen Schluck Mineralwasser. Er sagt: «Ich bin zufrieden mit meinem Leben.» Das blonde Haar ist von Grau durchsetzt, die Falten im Gesicht sind tiefer geworden. Doch das schalkhafte Lachen ist noch immer da – es erinnert an den 22-jährigen Jüngling, der Gold in den Füßen und manchmal Flausen im Kopf hatte, der das Herz auf der Zunge trug. Heute sagt Lunde: «Früher habe ich es manchmal übertrieben.» Fussballerisch setzte er in Bern Massstäbe. Seine 21 Tore trugen 1986 massgebend zum Gewinn des Meistertitels der Young Boys bei. Lunde war Torschützenkönig – und neben dem Platz mit seiner frechen, unbekümmerten Art der König der Herzen.

32 Jahre später arbeitet der Däne in Bern als Lagerungspfleger und bereitet Patienten auf die Operation vor. Auf dem Rasen hat er seine Nachfolger gefunden. Am vergangenen Samstag vollendeten die Young Boys mit dem 2:1 gegen Luzern das Meisterstück. Lunde, der vom Klub für jedes Heimspiel zwei Tickets erhält, freut sich darüber: «YB hat es verdient – in den vergangenen Jahren wurde sehr gut und kontinuierlich gearbeitet.» Auf die Feststellung, dass damit der Titel von 1986 seinen Mythos verliere, antwortet er trocken: «Alles ist vergänglich.»

## Zehn Tage lang im Koma

Es ist ein Satz, der als blosse Floskel abgetan werden könnte. Doch aus Lundes Mund spiegelt er die ganze Bandbreite eines Fussballerlebens zwischen sportlichem Glück und privatem Drama. Es war der 12. April 1988, der alles veränderte. Lunde kam mit seinem damaligen Arbeitgeber, dem FC Aarau, von einem Auswärtsspiel gegen die Young Boys im Mannschaftsbus zum Heimstadion Brugglifeld zurück. Obwohl er mit seinem Team 2:1 gewonnen hatte, war es für ihn ein frustrierendes Erlebnis: «Ich spielte schlecht und schoss kein Tor. Vor allem wurde ich von den Bernern pausenlos provoziert.» So stieg Lunde mit negativen Gedanken in seinen Privatwagen: «Ich war nicht bei der Sache.» Dieser Zustand hatte fatale Folgen. In Oberentfelden übersah Lunde ein Rotlicht – und kollidierte mit der Wynental- und Suhrentalbahn.

Im Spital diagnostizierten die Ärzte ein Schädel-Hirn-Trauma. Zehn Tage lang lag Lunde im Koma. Als er wieder aufwachte, musste er koor-



Im Innern ist er Fussballer geblieben: YB-Legende Lunde.

dinativ quasi bei null anfangen. Er war nicht mehr fähig, selbständig die Zähne zu putzen oder sich alleine anzuziehen. Beim Sitzen verlor er sofort das Gleichgewicht. Und moralisch war er am Tiefpunkt: «Irgendwann sagte ich dem Arzt, dass ich aus dem Fenster springen würde, wenn ich nicht nach Hause gehen dürfe. Am nächsten Tag konnte ich gehen.»

Schritt für Schritt kämpfte sich Lars Lunde ins Leben zurück. Doch der Mann, der einst von sich sagte, keine Limiten zu haben, stiess

plötzlich schmerzhaft an Grenzen. Die Wörter gerieten ihm durcheinander: «Ich sagte <balltoschig> statt <tollpatschig>», erzählt er. Und auf dem Fussballplatz hatte er Eleganz, Leichtfüssigkeit und Ballgefühl komplett eingebüsst. Trotzdem liebt er das Spiel noch immer. Mit den Senioren des FC Münsingen und den YB Old Stars wagt er sich weiterhin aufs Feld – muss aber mit einer neuen Ausgangslage klarkommen: «Früher war der Ball mein Freund. Seit dem Unfall ist er es nicht mehr.»



Dabei hätte alles anders kommen können. Als Lunde 1986 in Bern den Meistertitel in den Händen hielt, schien dies der Anfang einer Weltkarriere. Bald erhielt er einen Anruf von Uli Hoernes, dem Manager von Bayern München – mit verheissungsvollen Konsequenzen: Der Torschützenkönig aus der Schweiz wechselte zum deutschen Rekordmeister. Doch dort musste Lunde schnell feststellen, dass niemand auf ihn gewartet hatte. Beim ersten Auswärtsspiel in Berlin wurde er von den Teamkollegen zum Kofferträger degradiert: «Solche Kleinigkeiten nagten an meinem Selbstvertrauen», erinnert er sich.

Auch sportlich war nichts mehr wie in der Schweiz. Lunde erzählt: «Die Bundesliga ist eine andere Welt – und Bayern München steht über allem. Da sind Leistungsdichte und Druck viel grösser. Wer nicht reüssiert, ist schnell weg vom Fenster.» Hatte der Däne in Bern gleich im ersten Heimspiel zwei Treffer erzielt, musste er in der Bundesliga ein halbes Jahr auf seine Torpremiere warten. Bis zum Saisonende sollte nur ein weiterer Treffer folgen. Für deutsche Ansprüche an einen hochgelobten Söldner viel zu wenig. Die *Bild*-Zeitung titelte: «Lars Lunde, der Versager». Nach anderthalb Jahren endete der Bundesliga-Traum. Lunde wurde an den FC Aarau ausgeliehen.

Dass er heute die Zeit in München gleichwohl als «schönste seiner Karriere» bezeichnet – und anfügt, «ich bin ein Riesen-Bayern-Fan» –, liegt vor allem an einem Mann: Uli Hoernes. Der gegen aussen oft grobschlächtig und unnahbar wirkende Metzgerssohn behandelte Lunde wie seinen eigenen Sohn. Hoernes war es, der dem

## Hoernes war es, der dem Dänen nach dem Unfall den Weg zurück in die Normalität ebnete.

Dänen nach dem Unfall den Weg zurück in die Normalität ebnete. Er lud seinen früheren Spieler wochenlang zu sich nach Hause in München ein. Ehefrau Susi Hoernes bekochte den Gast, Uli vermittelte ihm einen Therapieplatz und Trainingsmöglichkeiten bei den Bayern. Von dieser Solidarität ist Lunde noch heute überwältigt: «Uli hat mir alles gegeben – obwohl ich ihm als Spieler nichts gegeben hatte.» Der Kontakt ist geblieben. Regelmässig reist Lunde zu Bayern-Heimspielen, nicht weil er unbedingt Fussball schauen will, sondern um seinen Freund Hoernes zu treffen: «Uli ist der warmherzigste Mensch, den man sich vorstellen kann.»

Lars Lunde selber war in den Glanzjahren seiner Karriere nicht immer ein Muster von Respekt und Toleranz seinen Mitspielern gegenüber: «Ich konnte ein Arschloch sein, war hart zu den Jungen – und liess sie spüren, dass sie nicht auf meinem Niveau sind.» Heute weiss Lunde: «Man kriegt das zurück, was man anderen gegeben hat.» In seinem Fall bedeutete



21 Tore: YB-Stürmer Lunde (M.), Zuffi (l.), 1986.

dies: Fussballer und Trainer, die zuvor von ihm belächelt worden waren, teilten nun selber aus. Lunde nennt Raimondo Ponte als Beispiel. Der frühere Schweizer Nationalspieler war 1990 Trainer beim damaligen Nationalliga-B-Klub Baden. Lunde nahm dort seinen letzten Anlauf, um nochmals im Profifussball Tritt zu fassen. Allein Pontes Bedingung, dass Lunde ein Probetraining absolvieren musste, war für den früheren Torschützenkönig ein Schlag ins Gesicht: «Ich hatte die neue Realität noch nicht akzeptiert», erinnert sich Lunde. Schliesslich erhielt er einen Vertrag (mit einem Monatslohn von 3000 Franken), doch schon im Training musste er einsehen, dass es nicht mehr reichte: Ponte hielt ihm schonungslos den Spiegel vor Augen. «Es war nicht schön, aber Ponte gab mir das, was ich brauchte», sagt Lunde. Drei Monate nach dem Saisonstart erklärte Lars Lunde seinen Rücktritt.

Dann versuchte er sich als Trainer – zuletzt beim FC Weissenstein Bern in der dritten Liga. Lunde, der als Spieler nicht als Trainingsweltmeister galt, verlangte von den Amateurkickern professionelles Engagement, Disziplin und Seriosität. «Hätte ich als Spieler alles gegeben, wäre ich vielleicht die 2 bis 3 Prozent besser gewesen, um mich bei Bayern durchzusetzen», versucht er seinen Gesinnungswandel zu erklären. Beim FC Weissenstein fand diese Botschaft kein Gehör. Die Spieler lehnten sich gegen Lunde auf. Der Däne zog sich von seinem Amt zurück.

Heute hält er sich mit Joggen und Tennis fit. Und er spielt Golf: «Den Ball sauber zu treffen, ist, wie ein Tor zu erzielen.» Vor allem hat er beruflich wieder Boden unter den Füßen. Als Lagerungspfleger rasiert er Rücken, Beine und Köpfe der Patienten und überwacht die

technischen Geräte. «Es ist eine verantwortungsvolle Aufgabe, für die nicht jeder geeignet ist. Jeder Job hat eine Ernsthaftigkeit», sagt Lunde.

## Grund zum Abheben?

Dass er sich in der Spitalpflege wiederfand, hat indirekt mit dem Fussball zu tun. Nach seinem Rücktritt fragte ihn der Mannschaftsarzt des FC Aarau, Willy Bürgi: «Lars, was tust du eigentlich den ganzen Tag?» Bürgi machte Lunde klar, dass dieser wieder einen Lebensinhalt brauche, und offerierte ihm einen Job im Kantonsspital Aarau. Lunde machte eine Anlehre als Pfleger. Zwischen 1994 und 2011 arbeitete er in Aarau. Heute ist er in der Beau-Site-Klinik in Bern angestellt – macht Früh- oder Spätschicht. Vor Überstunden scheut er sich nicht: «Wenn wir viele Notfälle haben, müssen alle länger bleiben. Dann kann man nicht einfach abhauen. Im Leben gibt es unvorhersehbare Ereignisse.» Dazu gehört auch, dass sein heute 23-jähriger Sohn in Dänemark bei der Mutter lebt. Lunde ist geschieden und zum zweiten Mal verheiratet.

Lars Lunde spricht schnell und mit einem deutlich hörbaren nordischen Akzent. Im Innern ist er Fussballer geblieben. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus: «Ich habe lange daran gearbeitet, um mich damit abzufinden, dass es nicht mehr so ist wie früher.» Als die Young Boys letzten Samstag den ersten Meistertitel seit 32 Jahren feierten, gehörte er im Stade de Suisse zur jubelnden Masse. Grund zum Abheben sieht er für die neuen Berner Champions aber nicht. Denn Lars Lunde kennt nicht nur den Geschmack des Meister-Champagners. Er weiss auch, wie es sich anfühlt, auf dem Boden der Realität zu landen.



## Ein Wutbürger des Äusseren

Von Christoph Mörgeli

**D**aniel Woker lebt in Paris und am Thunersee. Der erklärte Europa-Schweizer arbeitete 36 Jahre lang für unser Aussendepartement. Zuletzt als Botschafter in Kuwait, Singapur und Australien. Heute wirkt der Pensionär noch als Lehrbeauftragter der Universität St.Gallen. Oder als Autor im Dienste der Schweizerischen Gesellschaft für Aussenpolitik. Soeben schrieb Woker zum «Tabuthema EU-Beitritt»: Die Schweiz müsse als «europäisches Kernland» aus ihrer «Sackgasse» herausfinden. Und endlich der EU beitreten.

Seine Exzellenz trauert der verlorenen EWR-Abstimmung von 1992 nach. Was diesem Entscheid voranging, war laut Daniel Woker die «erste national-populistische Schmutzkampagne in der zeitgenössischen Politikgeschichte unseres Landes». Selbstverständlich war für ihn die Kampagne der eigenen Seite von parentif klinisch sauberer Reinlichkeit. Speziell jene Inserate des Pro-Lagers, in denen Christoph Blocher als Rattenfänger seine rattenblinden Anhängerratten in den Abgrund führte. Oder die Drohungen, bei einem Nein gebe es Massenentlassungen, Jugendarbeitslosigkeit, Verarmung und totale Wirtschaftstotenstille.

Alt Botschafter Woker schreibt, die damalige EWR-Kampagne sei «ebenso professionell aufgezogen als auch privat, damit unbegrenzt und undurchsichtig finanziert» gewesen. Offensichtlich empfindet er die hierzulande privat geführten Abstimmungskämpfe als unerträglich. Offensichtlich könnte nur die Staatspropaganda die lautere Wahrheit vertreten. Bass erstaunt vernehmen wir, dass damals die EWR-Gegner über «unbegrenzte» Mittel verfügten. Während sich die Befürworter von Bund, Kantonen, sämtlichen Wirtschaftsverbänden, dreier Regierungsparteien und ziemlich sämtlichen Medien jeden Rappen vom Mund absparen mussten.

Wegen des «fehlenden Widerstands gegen rechts» sei der einzig logische, vernünftige EU-Beitritt der Schweiz zum «Unwort» geworden. Die EU-Gegner der bürgerlichen Rechten und deren «Agitprop» beurteilt Woker als «europhobe Giftspritzen». Leider ist Wutbürger Woker, der sein Leben lang von Steuergeldern lebte, mit seiner Überheblichkeit und Volksverachtung keine Ausnahme. Sondern die Regel im Corps diplomatique. Solche Leute handeln jetzt in Brüssel einen Rahmenvertrag aus. Ihr Motiv ist nicht die Liebe zur Schweiz. Sondern Rache für das EWR-Nein von 1992.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Überwacht die Türkei Vítek?

Von Peter Bodenmann — Der Milliardär Radovan Vítek betreibt die olympischen Bergbahnen von Crans-Montana.



Und dies, obwohl Pauschalbesteuerte in der Schweiz gar nicht erwerbstätig sein dürfen.

**D**er Sport ist ein Geschäft wie jedes andere. Die beziehungskorrupten IOC-Delegierten entscheiden im Herbst 2019, wer die Olympischen Winterspiele 2026 bekommt. Wer ihnen am meisten bietet, bekommt den Zuschlag. Gratisarbeit war gestern, auch in der Schweiz: SVP-Mann Jürg Stahl kassiert für seine olympische Begeisterung 120 000 Franken. Hans Stöckli 90 000 Franken. Der Schaden bleibt begrenzt, weil das Dossier so oder anders scheitern wird.

Stolperstein 1: Wer haftet, wenn «Sion 2026» mit einem Defizit abschliesst? Die Katze bleibt im Sack. Einmal soll es eine AG sein, dann wieder eine Versicherung. Am Ende würden die Gemeinden haften, in denen Wettkämpfe stattfinden. Und dies solidarisch. Andere Bewerber – wie etwa die Türken – werden in Sachen Defizitgarantie nicht mit der Wimper zucken. Stolperstein 2: Davos ist ein alpiner Talkessel, den man nur dank einem riesigen Sicherheitsaufwand schützen kann. Auch weil die Amerikaner gleich alles selber mitbringen und kontrollieren. Denn die Bündner Polizei jagt statt Terroristen lieber ehrliche Bauunternehmer. Wer will im Ernst den Bereich zwischen Oberwald-West und Lausanne-Ost vor Angriffen mit Bazookas schützen?

Stolperstein 3: Die Stadt Bern wird – wenn Reto Nause die Dinge richtig sieht – vier Tage nach der Hinterlegung des Olympia-Dossiers über «Sion 2026» abstimmen. Das rot-grüne

Bern wird das Projekt hochkant ablehnen. Wo spielt wer noch Eishockey? Sprengfalle 4: Die olympischen Bergbahnen von Crans-Montana gehören dem tschechischen Milliardär Vítek. Er hat diese probenhalber schon einmal stillgelegt. Mit grossem Erfolg. Milliardäre sind – wenn Geld winkt – Wiederholungstäter.

Vítek zahlt in Crans-Montana gar nicht so viel Steuern, wie der Gemeindepräsident dem *Tages-Anzeiger* anvertraute. Wie ist das möglich, wo er doch 2,5 Milliarden schwer ist? Vítek gehört zu jenen gut 6000 Ausländern, die dank der Pauschalbesteuerung viel weniger Steuern zahlen als vergleichbar reiche Schweizer. Eigentlich müsste sich ein pauschalbesteuerter Ausländer während 180 Tagen an seinem Wohnort aufhalten. Und dürfte in der Schweiz keiner Erwerbstätigkeit nachgehen. Vítek betreibt die olympischen Bergbahnen, und der Gemeindepräsident beklagt sich, dass es nicht möglich sei, mit ihm zu reden, da er immer abwesend sei. Doppelfehler. Schweizer Behörden sind in Sachen Pauschalbesteuerte blind. In Crans-Montana glauben Einheimische, stattdessen überwache der türkische Geheimdienst das Anwesen von Vítek. Um diese Bombe kurz vor der Entscheidung in Mailand hochgehen zu lassen.

Fehlalarm: Erdogan betrachtet «Sion 2026» gar nicht als Konkurrenz.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Vom Leid der Medienjournalisten

Von Kurt W. Zimmermann — Heute etwas Gestöhne in eigener Sache. Uns Medienjournalisten gehen die Helden aus.

Diese Kolumne steht im fünfzehnten Jahrgang. Sie startete 2004. Die Welt der Medien war damals noch voller Wunder.

Nach dieser Einleitung ist klar, worum es heute geht. Es geht heute um Nostalgie. Es geht, aus journalistischer Sicht, um die wichtigste Veränderung seit 2004.

Die wichtigste Veränderung seit 2004 ist ein enormer Verlust an Köpfen. Die letzten fünfzehn Jahre der Mediengeschichte waren eine Geschichte des Guillotinerens.

2004. In Bern führt der fürstliche Verleger Charles von Graffenried rund um seine *Berner Zeitung* sein Zeitungsimperium. In der Westschweiz ist der famose Pierre Lamunière mit Titeln wie *Tribune de Genève* und *Le Matin* der Alleinherrscher im Pressemarkt. Der brillante Tessiner Tito Tettamanti ist mit *Weltwoche*, *Bilanz* und *Beobachter* der Zeitschriftenkönig des Landes.

2004. In der Innerschweiz ist unter dem smarten Hans Kaufmann der Verlag der *Luzerner Zeitung* noch selbständig. In Zürich hält die norwegische Schibsted-Gruppe unter dem schlaun Kjell Aamot noch die Mehrheit an *20 Minuten*. Bei der *Basler Zeitung* steht noch der eigenwillige Matthias Hagemann aus der Besitzerfamilie an der Spitze.

2004. Am Jurasüdfuss führt der schillernde Fritz Schuhmacher den Vogt-Schild-Verlag mit seiner *Solothurner Zeitung*. Der exaltierte André Luisier hat mit seinem *Nouvelliste* das Wallis im Griff. Der traditionsreichen Familie Huber gehört die *Thurgauer Zeitung*. In Liestal hält der kantige Mathis Lüdin seine *Basellandschaftliche Zeitung* in der Familie.

## Zum Glück gibt es noch die SRG

Alle haben seitdem ihre Firmen verkauft.

Die Berner, die Westschweizer, die Norweger und die Basler endeten im Besitz des Medienhauses Tamedia. Die Luzerner und die Thurgauer endeten bei der NZZ-Gruppe. Die Solothurner und die Baselbieter endeten bei den Aargauer AZ Medien. Der Walliser endete bei Hersant in Frankreich, der Tessiner bei Ringier.

Von Graffenried, Lamunière, Tettamanti, Kaufmann, Aamot, Hagemann, Schuhmacher, Luisier, Huber, Lüdin. Alle haben aufgegeben.

Und damit wären wir beim Elend der Medienjournalisten. Über wen sollen wir noch schreiben? Jahr für Jahr verschwinden die Köpfe, die uns die Storys liefern.

Aus den alten Schweizer Verlagen sind für unsere Artikel nur drei Adressen verblieben.



Frischling mit Seltenheitswert: 3+-Chef Kaiser.

Es gibt Tamedia. Es gibt Ringier. Es gibt die NZZ- und AZ-Verlage, die zu allem Überfluss auch soeben fusionierten. Zum Glück gibt es als vierte Säule noch die SRG, die uns mit regelmässigen Schlagzeilen am Leben hält.

Über wen sollen wir denn sonst noch schreiben? Über allfällige Neuankömmlinge in der Branche?

Nur, die sind rar. Es gibt in den letzten fünfzehn Jahren genau zwei Newcomer mit landesweiter Ausstrahlung. Der erste Frischling ist Dominik Kaiser mit seinem 3+-Sender, der zum ersten, ernsthaften Konkurrenten des Schweizer Fernsehens wurde. Der zweite Young Boy ist Christoph Blocher, der zum führenden Verleger von Gratisanzeigern aufrückte. Mit dem Verkauf seiner *Basler Zeitung* an Tamedia zeigte er allerdings eben erste Schwächezeichen.

Mehr ist nicht. Neu gegründet wurden seit 2004 allenfalls ein paar unabhängige Online-Sites, die jeweils mit lauten Trompetenstössen eröffnen und wenige Jahre später wieder klanglos verschwinden. Bisher gibt es hier nichts, was nachhaltig ist.

Mathematisch ist der Verlust an Themen eindeutig. Es sind seit 2004 zehn wichtige Medienhäuser verschwunden. Neu dazugekommen sind zwei. Das macht, wenn ich richtig rechne, eine Bilanz von minus acht.

Gross ist das Leid der Medienjournalisten.

# Arbeit macht froh

Von Henryk M. Broder — Eine Idee jagt die andere.

Es läuft nicht so gut mit der Integration der Flüchtlinge, wie es sich die Regierung vorgestellt hatte, als es hiess, es kämen lauter Facharbeiter, die für ein neues Wirtschaftswunder sorgen würden. Es war auch die Rede von einer «Win-win-Situation» für alle – die Flüchtlinge würden Arbeit brauchen und wir, die wir schon länger «gut und gerne in Deutschland» leben, Arbeitskräfte, um unseren Lebensstandard halten zu können. «Wir kriegen jetzt plötzlich Menschen geschenkt!», jubelte die grüne Politikerin Katrin Göring-Eckardt, als wäre sie gerade vom Weihnachtsmann besucht worden. Und mehr noch: «Es geht einerseits darum, sind wir ein Land, was für Migrantinnen und Migranten offen ist, was Leute anzieht. Die wir übrigens dringend brauchen. Nicht nur die Fachkräfte, sondern weil wir auch Menschen hier brauchen, die in unseren Sozialsystemen zu Hause sind und sich auch zu Hause fühlen können.»



Das zumindest hat gut geklappt. Inzwischen leben Hunderttausende Flüchtlinge von der Sozialhilfe. Die Kosten für ihre Versorgung liegen im zweistelligen Milliardenbereich jährlich. Zu den auf diese Weise Versorgten gehört auch, wie vor kurzem bekannt wurde, ein ehemaliger Leibwächter von Osama Bin Laden, der mit seiner Frau und vier Kindern in Bochum lebt und mit rund 1167 Euro monatlich alimentiert wird. Als Gegenleistung muss er sich täglich bei der Polizei melden. Um «Abgehängte», die weniger gut versorgt werden, zu beruhigen, spricht sich die Kanzlerin «für eine schnelle Integration von Flüchtlingen in den Arbeitsmarkt» aus. Wer einen Führerschein habe, könnte es als «Kraftfahrer» versuchen, denn diese würden «überall gesucht». Die Kosten für das «Umschreiben einer syrischen Fahrerlaubnis in eine deutsche» könnten über «ein Darlehensprogramm» finanziert werden, meinte sie im September 2016. Vor ein paar Tagen griff der neue Chef der Grünen die Idee auf und variierte sie ein wenig. Da in Deutschland in der Alten- und Krankenpflege Tausende Stellen nicht besetzt sind, sollten Flüchtlinge, die in der Pflege arbeiten wollen, ein Bleiberecht bekommen. Das wäre auch ein guter «Einstieg in ein Einwanderungsgesetz», schlug Robert Habeck vor. So jagt eine Idee die andere. Glücklicherweise der Flüchtling, der einen Führerschein hat und eine Platzwunde behandeln kann.





Angst vor der tickenden Uhr: Aussenminister Ignazio Cassis (l.) mit Weibel.

## Ignazio Cassis' Appeasement-Politik

Die Schweizer Wirtschaft und Diplomatie wiederholen frühere europapolitische Fehler: Sie drücken in Brüssel aufs Tempo und wollen einen schnellen Abschluss. Das verheisst nichts Gutes.

Von Christoph Mörgeli

Was gegenwärtig Wirtschaftsvertreter, Aussenminister und Spitzendiplomaten dazu treibt, öffentlich Stimmung für den Rahmenvertrag zu machen, wissen nur sie selber. Würden sie schweigen, könnten sie gegnerische Stimmen mit dem Hinweis auflaufen lassen, der konkrete Inhalt des Marktzugangsabkommens sei ja noch nicht einmal bekannt. Doch es scheint, als wollten Wirtschaft und Politik die Bürgerinnen und Bürger nicht aus heiterem Himmel mit einem Gesamtpaket überraschen. Vielmehr soll die Volksseele rechtzeitig massiert und auf das Kommende vorbereitet werden.

Wie schon 1992 beim EWR geht die Pharmabranche voran. War es damals Roche-Manager und Swissair-Verwaltungsrat Andres F. Leuenberger an der Spitze des Wirtschaftsdachverbands Vorort, äusserte sich unlängst Roche-Präsident Christoph Franz. Er drohte im

*Tages-Anzeiger* mit dreistelligen Millionenverlusten und «zahlreichen Stellenstreichungen». Zeitgleich lancierte die Branchenvertretung Interpharma eine Umfrage. Diese gipfelte in der Jubelmeldung, die Schweizer stünden hinter der bundesrätlichen Europapolitik.

### Sackgasse in Brüssel

Anlässlich seines Besuchs an der Mustermesse Basel verströmte Aussenminister Ignazio Cassis Zuversicht. Was in der Schweiz gelte, gelte auch für ihr Verhältnis zur Europäischen Union: «Dialog und Kooperation. Die Zusammenarbeit muss für beide Seiten gut sein.» Da er sich wegen des Verkehrsstaus auf der Autobahn verspätet hatte, sagte der Tessiner nichts über die Vorteile der Personenfreizügigkeit. Cassis stellte aber in Aussicht, dass die Verhandlungen auf technischer Ebene schneller

als geplant, nämlich bereits im Sommer, abgeschlossen werden könnten. Danach folge die politische Phase, wo es «bestimmt noch die eine oder andere Differenz geben wird». Aus der Verhandlungsdelegation ist inzwischen durchgesickert, dass die «rote Linie»

### Es scheint, als wollten Wirtschaft und Politik die Volksseele auf das Kommende vorbereiten.

der flankierenden Massnahmen im Schweizer Arbeitsmarkt in eine veritable Sackgasse geführt habe, so dass sich in Brüssel so gut wie nichts mehr bewege.

Einen Monat zuvor hatte Cassis in Lausanne die Wirtschaft aufgerufen, Farbe zu bekennen. Das Rahmenabkommen sei «nur eine Frage des Verfahrens», meinte der Aussenminister in

ziemlich verharmlosender Auslegung. Es müsse unbedingt noch dieses Jahr unter Dach und Fach. Ansonsten drohe wegen des Brexits eine Verschiebung bis 2021: «ein Gift für die Schweiz». Offensichtlich wiederholt die Schweizer Diplomatie ihren jahrzehntelangen Fehler, indem sie wieder – sogar in der Öffentlichkeit – aufs Tempo drückt. Dies kommt in Brüssel als willkommene Aufforderung an, auf den EU-Positionen zu beharren. Eine Schweiz, die sich vor der tickenden Uhr fürchtet, wird früher oder später einknicken.

Man erinnert sich an den angeblichen «Freundschaftsvertrag», wie ihn EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker nannte: Als sich die Schweiz nicht rasch genug bewegte, war es mit der Freundschaft schnell vorbei. Die EU liess ihre Muskeln spielen und begrenzte die Börsenäquivalenz auf ein Jahr. Mit dem erwarteten Erfolg, dass der Bundesrat trotz anfänglich grossspurig angekündigtem Widerstand sofort einbrach und der EU bedingungslos 1,3 Milliarden Kohäsionszahlungen zu Füssen legte.

### Letztes Wort hat der EU-Gerichtshof

Auch der Schweizer Europa-Staatssekretär Roberto Balzaretti verströmte vor der Schweizerischen Gesellschaft für Aussenpolitik in Bern optimistische Aufbruchstimmung. Er wolle in Brüssel «relativ schnell» vorankommen: «Ich glaube, wir kommen zu einem Resultat.» Im März sei das Schweizer Verhandlungsmandat geschnürt worden, ohne vom früheren grundsätzlichen Kurs abzuweichen. Damit strafte er seinen Chef mit dessen vielzitiertem «Reset-Knopf» Lügen. An der Aussenpolitik von Bundesrat Didier Burkhalter hat sich nichts geändert. Mit seiner Schwäche für übertreibende Showeinlagen behauptete Balzaretti, die Schweiz sei nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative in Brüssel wie ein «Paria» behandelt worden und habe beinahe mehr Aufmerksamkeit erhalten als Russlands Eingreifen in der Ukraine. Nunmehr freute er sich aber über mehrerer «Zu-

geständnisse», welche die Schweiz in der jüngsten Verhandlungsrunde erreicht habe.

Wohlweislich sprach Balzaretti fast nur von möglichen Szenarien der Streitbeilegung, nicht aber von der künftig obligatorischen Rechtsübernahme bei sämtlichen Inhalten der fünf Marktabkommen des bilateralen Vertragspakets I sowie des geplanten Strommarktabkommens. Die EU sei nunmehr bereit, die Rolle des Europäischen Gerichtshofes eng zu begrenzen. Statt der Luxemburger Richter solle ein «unabhängiges Schiedsge-

---

### Yves Rossier: «Ja, es sind fremde Richter, es geht auch um fremdes Recht.»

---

richt» allfällige Streitigkeiten «alleine lösen». Dies sei mittlerweile «eine gemeinsame Position». Immerhin bemühte sich Staatssekretär Balzaretti insofern um Gelassenheit, als er auch die Folgen eines möglichen Scheiterns antönte: Wenn man mit der Europäischen Union nicht zu einem befriedigenden Resultat gelange, werde die Lösung mancher Probleme zwar komplizierter. Doch die Schweiz und die EU würden so oder so «gute Freunde bleiben». Erstaunlich offen räumte der Chefunterhändler auch ein, dass der Europäische Gerichtshof bei Uneinigkeit dennoch das letzte Wort habe. Nach dem grossen Durchbruch tönte dies allerdings nicht.

Die Medien des AZ/NZZ-Verbands feierten einen solchen dennoch als angebliches Nachgeben Brüssels in «einem zentralen Punkt». Neu könnten die drei Schiedsrichter selber entscheiden, ob sie den Europäischen Gerichtshof einbeziehen wollten oder nicht. Dies werde das Schiedsgericht immer dann tun, wenn eine eindeutige EU-Rechtsprechung fehle. Auch das Schiedsgericht wird aber bei allen «binnenmarktrelevanten» Fragen konsequent EU-Recht anwenden. Wie man ein dreiköpfiges Schiedsgericht mit einem EU-Vertreter und einem weiteren Ausländer als das Gegenteil von «fremden Richtern» verkaufen will, wird die nähere Zukunft zeigen. Nichts ändert sich jedenfalls am ehrlichen Verdikt des ehemaligen Staatssekretärs Yves Rossier: «Ja, es sind fremde Richter, es geht auch um fremdes Recht.»

### Angriff auf die Kantonalbanken

Auch wenn bei Streitfällen zunächst das Schweizerische Bundesgericht zuständig bleibt, gehen die Erwägungen des Europäischen Gerichtshofes vor – eine Praxis, welche die Bundesrichter ohne Ermächtigung der eigentlich zuständigen Gesetzgeber Volk, Stände und Parlament bereits anwenden. Danach soll noch vor dem Schiedsgericht der Gemischte Ausschuss angerufen werden. Doch selbst diese minimalen Zugeständnisse, die an

der EU-Hegemonie so gut wie gar nichts ändern, sind gefährdet. Etwa im nicht unwahrscheinlichen Fall, dass der Europäische Gerichtshof das Konstrukt des Schiedsgerichtes nicht anerkennen will.

Schon jetzt stellt jedenfalls der belgische Präsident des obersten EU-Gerichts klar, dass ein Schiedsgericht nicht die Kompetenz habe, über EU-Recht zu urteilen. Ungemach droht dem Rahmenvertrag auch dann, wenn unser Land Brüssel bei den flankierenden Massnahmen und der Regelung der Staatsbeihilfen nicht entgegenkommt. Und hier geht es nicht nur den Gewerkschaften ans Eingemachte; auch für die Bürgerlichen dürfte der EU-Angriff auf unsere Kantonalbanken und unsere Energieversorgung ein schwerverdaulicher Brocken darstellen.

### Kopfnicker-Demokratie

Mit bemerkenswerter Nonchalance vergleicht Staatssekretär Balzaretti neuerdings die zwingende Preisgabe von Souveränität und Unabhängigkeit durch das geplante Marktzugangsabkommen mit den von Zeit zu Zeit erforderlichen Updates auf dem Smartphone: So wie dieses ohne Updates allmählich an Funktionswert verliere, müssten die Abkommen über den gleichberechtigten Zugang zum europäischen Binnenmarkt an die Entwicklung des EU-Rechts angepasst werden. Mit dem neuen Rahmenabkommen sei dies einfacher als bisher. Was Balzaretti nicht sagte: Ein Update auf dem Smartphone kann auch ein Fünfjähriger ausführen; dazu bedürfte es dann in Bundesbern keines teuren Apparats von Politikern, Diplomaten und Beamten mehr. Zwar würden die Rechte von Parlament und Volk gewahrt, doch ein Nein könnte «zu Problemen führen». Mit andern Worten: Unsere Demokratie funktioniert mit einer Mehrheit von Kopfnickern, wird aber hinfällig, wenn die Stimmbürger nicht im Sinne der EU abstimmen.

Es scheint unwahrscheinlich, dass der Bundesrat diese massive Einschränkung der Demokratie tatsächlich im Wahljahr 2019 thematisiert haben will. Allzu schwierig wäre es für die Parteien zur Mitte und zur Linken, vors Volk zu treten mit der Botschaft, die Schweizer müssten ihr Stimmrecht für ihre Gesetze an Brüssel abgeben. Tatsächlich wird die EU mit dem Rahmenvertrag faktisch zum alleinigen Gesetzgeber für alles, was den europäischen Binnenmarkt betrifft. Christoph Blocher kritisierte als Anführer des Nein-Lagers im *Blick* jene Wirtschaftsvertreter, die wegen ein bisschen einfacheren Exports die schweizerische Demokratie liquidieren wollten. Von Aussenminister Cassis sei er aufgrund von dessen offensichtlichem Wortbruch mit dem «Reset-Knopf» nicht enttäuscht. Dieser könne eben weder seiner Haut noch seinem Umfeld entfliehen. ○



«Wie ein «Paria»»: EU-Staatssekretär Balzaretti.



# Sein nächster Coup

Thomas Straumann hat den gleichnamigen Zahnimplantate-Hersteller zu einem Milliardenkonzern geformt. Gelingt ihm Ähnliches mit der kürzlich an die Börse gebrachten Medartis? Ein Besuch in Basel.  
Von Florian Schwab und Kostas Maros (Bild)

Von 270 Millionen auf zehn Milliarden Franken in zwanzig Jahren: Das ist der Leistungsausweis von Thomas Straumann bei dem nach seiner Familie benannten Dentalimplantate-Produzenten. Seit dem Börsengang im Jahr 1998 hat sich der Unternehmenswert somit um den Faktor 35 erhöht. Mit einem 17,1-Prozent-Anteil ist Straumann bis heute grösster Aktionär des Erfolgsunternehmens.

Der Selfmade-Milliardär aus Waldenburg im Oberbaselbiet scheint auf bestem Wege, sich nach den Roche-Erbmonarchien der Familien Oeri und Hoffmann auf Platz drei der vermögendsten Basler vorzukämpfen. Mit dem Hotel «Les Trois Rois» hat er sich bereits im Jahr 2004 ein edles Stück aus dem Inventar der besten Basler Gesellschaft gesichert. Dort ist Küchenchef Peter Knogl mittlerweile mit dem dritten Michelin-Stern in den Gourmet-Olymp aufgestiegen – ein Restaurant dieser Güteklasse gab es am Rheinknie noch nie.

Derzeit macht Straumann mit dem Börsengang von Medartis Furore, seinem 1997 gegründeten Medizintechnik-Unternehmen. Dessen Aktien wurden Ende März zu einem Ausgabepreis von 48 Franken an der SIX Swiss Exchange kotiert. Am Montag notierten sie 40 Prozent höher, bei 67.50 Franken. An der Börse ist das Unternehmen damit etwa 800 Millionen Franken wert, bei einem Umsatz von 105 Millionen im Jahr 2017. Erinnerungen an den Börsengang von Straumann werden wach.

## Reise nach innen

Schickt sich der Basler Mediziner an, die Erfolgsgeschichte seines ersten Börsengangs zu wiederholen? Wir besuchen den Firmengründer bei Medartis in Basel-Kleinhüningen. Im Stücki-Park, einem modernen Business- und Freizeit-Areal, belegt das Unternehmen zwei der fünf Gebäudeteile und beschäftigt 220 Mitarbeiter. Weltweit sind es 480 – etwa gleich viele wie Straumann beim Börsengang 1998 hatte.

Im Konferenzzimmer wird der Besucher mit seinem eigenen Innenleben konfrontiert. Auf dem Tisch liegen Nachbildungen menschlicher Knochen. Darauf sind – das ist die Spezialität von Medartis – filigran geformte Plättchen befestigt, die in unterschiedlichen, metallischen Farbtönen glänzen. Man fühlt sich an Cyborgs erinnert, in denen sich menschliche Materie mit mechanischen Elementen vermischt.



*Schneller als der Markt:* Medizinalunternehmer Straumann.

Thomas Straumann, im legeren Outfit mit Jeans und Hemd, hantiert mit dem Material so routiniert wie ein Schachspieler mit den Figuren. Der Mann, der in seiner spärlichen Freizeit gern an Töffs und Autos herumschraubt («Ich due gärn sälber schrüübele»), verfügt offensichtlich über technisches Flair: «Das sind Produkte, die man anfassen kann», sagt er zufrieden und nimmt den Schädel in die Hand.

In der Öffentlichkeit tritt Thomas Straumann zurückhaltend auf. In Klatschspalten taucht er so gut wie nie auf. «Das Private soll privat bleiben.» Man weiss, dass der Unternehmer in zweiter Ehe mit seiner Partnerin Ursula verheiratet ist. Zudem gilt er als Freund des Skispringens, der guten Zigarren und der exklusiven Autos – vor dem Medartis-Gebäude hat er seinen Land Rover Defender parkiert. Und Straumann ist ein besonderer Freund des Pferdesports: Seine Tochter Flaminia ist eine bekannte Reiterin.

Die Geschichte der Familie Straumann ist gleichzeitig die Geschichte der Medizintechnik in der Region. In wohlüberlegten Sätzen er-

---

### «Die Leute bleiben bis ins hohe Alter aktiv, was zu mehr Knochenbrüchen führt.»

---

zählt der Unternehmer im charakteristischen Baselbieter Dialekt, wie sein Grossvater Reinhard in den fünfziger Jahren anfang, korrosionsbeständige Legierungen für die Uhrenindustrie herzustellen. Bald wurde dessen Sohn Fritz, Straumanns Vater, von der Arbeitsgemeinschaft für Osteosynthesefragen (AO) kontaktiert, um das Korrosionsproblem bei der Osteosynthese zu lösen, also der Überbrückung von Knochenbrüchen mit Metall. In Zusammenarbeit mit der AO und Mathys Medizinaltechnik entwickelte er dieses Geschäft jahrzehntelang. Zwei Jahre nach dem Tod von Straumanns Vater kaufte der damalige CEO Rudolf Maag im Jahr 1990 die mehrere hundert Mitarbeiter starke Firma in einem Management-Buy-out. Beim jungen Thomas Straumann verblieb der kleine Bereich der Zahnimplantate mit damals rund 25 Mitarbeitern.

Zwischen 1990 und 1996 amtierte Straumann mit wechselndem Erfolg als CEO, bevor er sich auf den Verwaltungsrat beschränkte. Der Rest ist bekannt: Während Synthes unter Rudolf Maag und Hansjörg Wyss zu einem Milliardenkonzern heranwuchs – 2011 wurde die Firma für rund 20 Milliarden US-Dollar an Johnson & Johnson verkauft –, gelang Thomas Straumann Ähnliches mit seinen Dentalimplantaten.

Und mit Medartis stösst Straumann jetzt sukzessive in die alte Synthes-Domäne der Behandlung von Knochenbrüchen vor. Als Verwaltungsrat von Straumann und Präsident von Medartis hat der Unternehmer die diffizile Herausforderung gemeistert, seine CEOs –

Gilbert Achermann und Marco Gadola bei Straumann sowie Willi Miesch bei Medartis – richtig zu begleiten, aber nicht zu eng. Während Straumann, wo er weiterhin als Vizepräsident wirkt, zuverlässige jährliche Gewinne erwirtschaftet und wächst, erforderte Medartis insbesondere in der Anfangsphase die volle Aufmerksamkeit des Firmengründers und dessen langen Atem als Investor.

### Auf dem Weg in die Top drei

Der technologische Dreh- und Angelpunkt von Medartis ist ein patentiertes System, mit dem die Schraube mit der Platte verblockt wird. Anders als bei der Konkurrenz lassen sich die Schrauben auch nach diesem Vorgang nochmals lösen, beispielsweise um ein Frakturfragment besser zu positionieren. Zudem erlaubt das System «die kleinsten multidirektional verblockbaren Plattenprofile», wie Straumann erklärt.

«Mit unseren Produkten decken wir einen Markt von etwa 8,4 Milliarden US-Dollar ab, der jährlich um gut 6 Prozent wächst», so Thomas Straumann. Treiber des Wachstums sei vor allem die Demografie. «Die Leute werden immer älter und bleiben bis ins hohe Alter aktiv, was zu mehr Knochenbrüchen führt.» Die bestverkauften Produkte von Medartis seien Implantate zur Behebung des Handgelenkbruchs. «Jeder siebte Mensch bricht sich im Lauf seines Lebens den Radius.» Zudem spiele dem Unternehmen die fortschreitende Spezialisierung unter den Ärzten in die Hände. «Ein Handchirurg will einfach das Beste in der Handchirurgie.»

Die bisherige Entwicklung hat der Firmengründer, vor allem in den Anfangsjahren, mit viel eigenem Geld finanziert. «Als Unternehmer ist es wichtig, dass man eine Idee hat und an diese glaubt.» Es sei ihm bewusst gewesen, dass Medartis gegen eine starke Konkurrenz antrete und «dass es nicht einfach wird». Seit etlichen Jahren sei Medartis aber profitabel. Mit dem nun erfolgten Börsengang will das Unternehmen in erster Linie die Kriegskasse für die zukünftige Expansion auffüllen und in zweiter Linie die Bekanntheit steigern. In den nächsten Jahren werde man «international stark ausbauen», so Straumann. Nächstes Jahr ist beispielsweise der Einstieg in den chinesischen Markt geplant.

Wo will Medartis in zehn Jahren stehen? Man wolle «schneller wachsen als der Markt» und «weltweit in die Top drei auf unserem Gebiet vorstossen», so Straumann. Detailliertere Ziele will er aber noch nicht verraten. Die bisherige Entwicklung des Börsenkurses nehme er «hoherfreut» zur Kenntnis, doch sei er sich bewusst, dass die langfristige Entwicklung zähle. Der Ausgabepreis sei auf 48 Franken und damit eher niedrig festgelegt worden, «um neue Aktionäre von Anfang an am Aufwärtspotenzial zu beteiligen». ○

## Politik

# Der Kartellist

## Olivier Feller, Waadtländer FDP-Nationalrat, verkauft den liberalen Arbeitsmarkt.



«Gefährlich»: Feller.

Letzte Woche entschied die Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) des Nationalrats über den liberalen Arbeitsmarkt in der Schweiz. Mit 13 zu 11 Stimmen will die WAK drei parlamentarische Initiativen weiterverfolgen, welche die Stellung der

Gewerkschaften und der Arbeitgeberverbände stärken. Bislang durfte der Bundesrat branchenweite Arbeitsverträge (Gesamtarbeitsverträge) nur dann für obligatorisch (allgemeinverbindlich) erklären, wenn der Arbeitgeberverband mindestens die Hälfte der Unternehmen in einem bestimmten Wirtschaftszweig vertrat. Neu soll diese Grenze auf 35 Prozent gesenkt werden.

### Es geht ums Geld

In Zukunft könnte damit eine Minderheit der Firmen gemeinsam mit den Gewerkschaften die Arbeitsbedingungen diktieren – ein langgehegter Wunsch der Gewerkschaften. Der Arbeitsmarkt wird damit mehr und mehr zum Kartell. Die Schweiz nähert sich dem Zustand in Deutschland an, wo die Arbeitslosigkeit ein grösseres Problem ist als hierzulande.

Während die SVP die parlamentarischen Initiativen geschlossen ablehnte, bröckelte der Freisinn. Die Deutschschweizer FDP-Vertreter stimmten zwar dagegen, doch der Genfer Christian Lüscher verliess während der Abstimmung den Raum, und der Waadtländer Olivier Feller stimmte dem Vorhaben gemeinsam mit der SP, CVP, BDP und GLP zu. Bei einem Nein von FDP-Mann Feller hätte Kommissionspräsident Jean-François Rime (SVP) das Ansinnen per Stichentscheid versenkt.

Auf Anfrage der *Weltwoche* begründet Feller sein Stimmverhalten damit, dass eine der parlamentarischen Initiativen aus seiner eigenen Feder stamme. Die Idee werde «von Arbeitgeberkreisen in der Westschweiz unterstützt».

Dass es auch um finanzielle Interessen geht, verschweigt Feller. Die an den GAV beteiligten Verbände kassieren Lohnbeiträge bei den Arbeitnehmern und Arbeitgebern. Der Schweizerische Arbeitgeberverband bezeichnet den Entscheid in ungewohnter Deutlichkeit als «gefährlich». Florian Schwab





*Die Entscheide des EGMR müssen ohne Wenn und Aber umgesetzt werden.*

## Und wer sichert die Qualität bei den Hütern der Menschenrechte?

Der Europarat ringt mit Korruption in den eigenen Reihen. Kronjuwel des Europarats ist der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte. Undurchsichtige Stellenbesetzungen und mangelhafte Qualifikationen einzelner Richter machen der Behörde zu schaffen. *Von Katharina Fontana*

Escort-Girls für die Männer, Schmuck für die Damen, Einladungen für alle: Auf diese Weise versuchte Aserbaidschan sich die Gunst von Europaratsabgeordneten zu erkaufen und kritische Berichte über die Menschenrechtslage im eigenen Land zu verhindern. Auch Schweizer wurden anvisiert.

Die Zürcher FDP-Nationalrätin Doris Fiala sollte mit Goldschmuck bedacht werden, dem früheren Tessiner FDP-Ständerat Dick Marty wollte man den Aufenthalt in Baku mit zwei Damen versüssen, die nachts an seine Hotelzimmertür klopfen. Während Fiala und Marty die Aufmerksamkeiten zurückwiesen, waren andere Parlamentarier gegenüber den aserbaidschanischen Umarmungen empfänglicher. Dies ist dem kürzlich veröffentlichten Untersuchungsbericht zur Korruption im Europarat zu entnehmen. Die Affäre um die fragwürdige Geschenkdiplomatie aus dem Osten stellt für

den Europarat, der sich als Hüter der Menschenrechte präsentiert, eine Riesenblamage dar. Die Käuflichkeit einzelner Parlamentarier wirft unweigerlich die Frage auf, wo in Strassburg sonst noch gemauschelt wird.

### Zwei schwache Kandidaten

Ein Schlaglicht fällt dabei auch auf das «Juwel» des Europarats, den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR), dessen 47 Mitglieder – aus jedem Europaratsstaat eines – durch die Parlamentarische Versammlung ernannt werden. Erstaunlicherweise wird heute kaum davon Notiz genommen, wer in die einflussreiche Instanz gewählt wird und in welchem Verfahren das geschieht. Auch in der Schweiz taucht das Thema nur alle paar Jahre auf, wenn die Amtszeit des bisherigen Richters abläuft und die Wahl des Nachfolgers ansteht. Dick Marty gehörte zu seiner Zeit im Europa-

rat der Kommission an, die die Richterwahlen vorbereitet und die Kandidaten anhört. Er selber habe nie erlebt, dass Regierungen die Kommissionsmitglieder zu beeinflussen versucht hätten, um ihnen genehme Anwärter ins Richteramt zu bringen, erzählt Marty auf Anfrage. Allerdings sei es vorgekommen, dass Länder ihren Favoriten platzieren wollten, indem sie ihm zwei schwache Kandidaten zur Seite gestellt hätten – jeder Staat muss für die Richterwahl eine Liste mit drei Bewerbern vorlegen. Solche Listen wurden laut Marty jeweils an den betreffenden Staat zurückverwiesen. Derzeit versucht etwa die albanische Regierung im dritten Anlauf, ihren Wunschkandidaten auf einen Strassburger Sitz zu hieven; die Kandidatenliste wurde bereits zwei Mal von Strassburg an Albanien retourniert.

Dass bei der Besetzung der Richterposten nicht immer nur die Qualifikation der Bewer-

ber zählt, sondern dass politische Interessen der jeweiligen Regierungen sowie persönliche Beziehungen mitspielen, zeigt etwa das Beispiel von Frankreich im 2011. Ein Freund des damaligen Präsidenten Nicolas Sarkozy bekundete Interesse an einem Sitz im französischen Parlament, worauf die Regierung in Paris den damaligen Sitzinhaber kurzerhand auf den französischen Richterposten am EGMR wegbefördern wollte. In Strassburg spielte man aber nicht mit und entschied sich für einen anderen Anwärter.

Mitunter können die Manöver allerdings dazu führen, dass am Schluss jemand ins Richterergremium rutscht, der den Stellenan-

---

### «Das System wird scheitern, wenn Richter nicht die nötige Erfahrung oder Autorität haben.»

---

forderungen kaum gerecht wird. Zu reden gab beispielsweise 2010 die Besetzung des ukrainischen Richteramts, in das nach jahrelangen Auseinandersetzungen zwischen der Ukraine und Strassburg am Ende eine junge Kompromisskandidatin gewählt wurde, die zuvor in der Kanzlei des Gerichtshofs gearbeitet hatte.

Im Europarat und am Gerichtshof selber ist man sich der Schwierigkeiten rund um die Richterwahlen sehr wohl bewusst. «Das System wird scheitern, wenn Richter nicht die nötige Erfahrung oder Autorität haben», brachte es der frühere EGMR-Präsident Jean-Paul Costa 2010 in einer Rede vor dem Ministerkomitee auf den Punkt. Wenn mehr oder weniger offen um die Sitze geschachert wird und am Ende Juristen ernannt werden, die man eher als Richter an einer nationalen Erstinstanz denn im Strassburger Olymp sehen würde, ist es mit dem Ansehen des Gerichtshofs tatsächlich nicht mehr weit her.

Immerhin wird von den 47 Mitgliedstaaten erwartet, dass sie die Entscheide des EGMR ohne Wenn und Aber umsetzen und ihr eigenes Recht entsprechend anpassen, was per se schon verbreitet für Unmut sorgt. Kommen solche Anordnungen dann noch von einem Gericht, dessen Personal man als zweitklassig und als der Aufgabe nicht gewachsen wahrnimmt, lässt sich das System auf die Länge nicht aufrechterhalten. Es kommt denn auch nicht von ungefähr, dass sich selbst kooperationswillige Länder wie Grossbritannien, Deutschland oder Österreich gegenüber den EGMR-Urteilen vermehrt reserviert zeigen oder eine Umsetzung in Einzelfällen sogar ganz ablehnen.

Um den Ruf des Gerichtshofs zu schützen und die Qualität der Richter zu sichern, rief das Ministerkomitee deshalb vor ein paar Jahren ein Expertengremium ins Leben. Dieses nimmt die Qualifikationen der von den Heimatstaaten vorgeschlagenen Bewerber unter die Lupe. Ziel ist es, dass nur Personen

gewählt werden, die «hohes sittliches Ansehen geniessen und entweder die für die Ausübung hoher richterlicher Ämter erforderlichen Voraussetzungen erfüllen oder Rechtsgelehrte von anerkanntem Ruf» sind, wie es in der Menschenrechtskonvention heisst.

Präsidiert wird der Expertenausschuss derzeit von der Kroatian Nina Vajic, die bis 2012 als Richterin beim EGMR geamtet hat. Vajic ist davon überzeugt, dass das neue Verfahren Verbesserungen gebracht hat, wie sie im Gespräch mit der *Weltwoche* sagt. Man habe schon mehrmals Kandidatenlisten an die jeweiligen Regierungen retourniert und mit Erfolg auf neuen Vorschlägen bestanden. Allerdings kritisiert der Ausschuss seit Beginn, dass gewisse Länder ihn zu umgehen versuchten und ihre Kandidatenliste direkt bei den Europaratspolitikern einreichen würden. Zudem würden die Parlamentarier der Stellungnahme der Experten nicht immer genug Gewicht schenken. Die Kritik wurde nun offenbar gehört: Laut Nina Vajic wird der Ausschuss seit neuestem stärker bei der Kandidatenauswahl einbezogen. Eine Garantie, dass ein als ungenügend qualifizierter Anwärter nicht gewählt wird, gibt es aber nicht.

### Und die Schweiz?

Was muss ein Kandidat mitbringen, um vor den Augen der Experten bestehen zu können? Es brauche eine vielfältige und reiche juristische Berufserfahrung, so Vajic. Der Ausschuss habe etwa schon mehrmals jüngere Menschenrechtsexperten zurückgewiesen, die zwar auf ihrem Spezialgebiet brillant gewesen seien, aber nicht über ausreichende Erfahrung verfügten hätten. Und wie geht man mit Bewerbern um, deren Nähe zur Regierung des eigenen Landes problematisch ist? Was tut man, wenn beispielsweise der Intimus eines Ministers zur Wahl vorgeschlagen wird? Die Experten würden nur die fachliche Qualifikation eines Bewerbers prüfen, nicht seine persönlichen Beziehungen, sagt Nina Vajic. Der Entscheid, welche Kandidaten für einen Richtersitz ins Rennen geschickt würden, sei in jedem Land sehr politisiert. Das Wichtigste sei, dass die Länder mit ihren besten Juristen antreten würden.

Für die Schweiz steht übrigens 2020 der nächste Richterwechsel an. Seit 1975 ist sie ausschliesslich durch Völkerrechtsprofessoren vertreten: Denise Bindschedler, Luzius Wildhaber, Giorgio Malinverni und derzeit Helen Keller – einige von ihnen mit einer ausgeprägten Tendenz, überall Diskriminierungen und Menschenrechtsverletzungen zu wittern. Es wäre kein Unglück, wenn der nächste Richter oder die nächste Richterin für einmal aus einem anderen Umfeld käme, über richterliche Praxiserfahrung verfügen und die schweizerische Sichtweise stärker gewichten würde, als dies bisher der Fall war. ○

## Migration

# Babyboom

## Mehr als zwei Drittel der neuen Asylsuchenden aus Eritrea sind in der Schweiz geboren.

Das für die Flüchtlinge zuständige Staatssekretariat für Migration (SEM) will den Status von gegen 3200 Asylsuchenden, die als vorläufig Aufgenommene in der Schweiz leben, überprüfen. Linke, Flüchtlingshilfswerke und Kirchen kritisieren die Praxisänderung des SEM als «Verschärfung im Umgang mit Eritreern». Die Frage, ob es sich dabei tatsächlich um eine Verschärfung handelt, muss erst noch geklärt werden. Die Änderung käme jedoch so oder so viel zu spät. Längst hat sich die Asylproduktionsmaschine Eritrea verselbständigt.

Heute bringen Eritreerinnen in der Schweiz fast mehr Asylsuchende auf die Welt, als auf traditionellen Pfaden hereinkommen. Von den letztes Jahr registrierten 3375 neuen Asylgesuchen gelangten 1310 durch Geburt in den Asylprozess. Mehr als zwei Drittel der Asylsuchenden aus Eritrea sind also in der Schweiz geboren. In den letzten drei Jahren ist die Zahl eritreischer Neugeborener, die als Asylsuchende registriert wurden, sogar von 811 auf über 1300 pro Jahr hochgeschneit. Gleichzeitig ging die Gesamtzahl der Asylsuchenden aus diesem Lande zurück.

### Jede Auslage von Sozialhilfe bezahlt

Setzen Eritreerinnen vorsätzlich Kinder in die Welt, um ihre Chance auf Asyl zu verbessern? Die Eritreer selber haben diesen Vorwurf gegenüber Medien wiederholt als haltlos bezeichnet und mit dem etwas kuriosen Argument gekontert, Kinder gehörten zur eritreischen Kultur. Womit die Frage aber noch nicht beantwortet ist, ob eine Asylsuchende mit Baby einfacher zu einem Bleiberecht in der Schweiz komme. Das SEM gibt dazu folgende wolkige Erklärung ab: Aus der Geburt eines Kindes in der Schweiz ergebe sich «grundsätzlich weder für das Kind noch für die Eltern ein Anwesenheitsrecht». Das SEM prüfe jedes Asylgesuch individuell und sorgfältig unter Einhaltung der nationalen und völkerrechtlichen Vorgaben. Dies bedeute aber nicht zwingend, dass (alleinerziehende) Väter und Mütter mit minderjährigen Kindern in der Schweiz bleiben könnten. So viel zur Theorie.

In der Praxis sieht es dann so aus: «Als Asylsuchende können sie dank einem Kind oftmals eine vorläufige Aufnahme herausholen. Ausserdem können sie mit einem Kind die Sozialhilfe optimieren», sagt die Zürcher Nationalrätin Barbara Steinemann. Sie bekämen dann jede Auslage aus der Sozialhilfe bezahlt – vom Nuggi über die Krankenkassenprämien bis zu Hort- und Schulkosten. *Hubert Mooser*



# Und keiner ist verantwortlich

Das Genfer Appellationsgericht hat eine dritte Tatversion entwickelt, um Erwin Sperisen zu verurteilen. Der nicht erbrachte Schuldbeweis wurde strafmindernd berücksichtigt, der ehemalige Polizeichef bleibt auf freiem Fuss. Das Bundesgericht soll nun entscheiden. *Von Alex Baur*

Manchmal ist es wirklich schade, dass in Schweizer Gerichtssälen keine Kameras zugelassen sind. Die versteinerten Mienen, mit denen die sechs Mitrichter der «Chambre pénale d'appel et de révision» in Genf die Urteilseröffnung von Gerichtspräsidentin Alessandra Cambi Favre-Bulle über sich ergehen liessen, sie hätten ein monumentales Bild für die Geschichtsbücher abgeben. Das Entsetzen stand ihnen ins Gesicht geschrieben.

Die sechs Richter waren nicht zu beneiden. Sie hatten über Menschenleben zu verfügen, nicht nur in Bezug auf den Angeklagten. Sprachten sie Erwin Sperisen schuldig, ruinierten sie die Existenz eines vielleicht Unschuldigen und damit einer ganzen Familie. Denn harte Beweise für die Schuld des ehemaligen Polizeichefs von Guatemala gibt es keine. Sprachten sie ihn aber frei, dann desavouierten sie ein Dutzend Genfer Richter und Justizbeamte, die Erwin Sperisen aufgrund der morschen Grundlage früher zu «lebenslänglich» verurteilt hatten und nun die Urteilsverkündung von der gegenüberliegenden Empore als stumme Zeugen mit spitzen Ohren verfolgten.

## Richter sitzen am längeren Hebel

Eine existenzielle Niederlage wäre ein Freispruch auch für Staatsanwalt Yves Bertossa gewesen, der Sperisen im August 2012 verhaftet liess und sich damit selber unter Erfolgsdruck setzte. Das galt erst recht für Gerichtspräsidentin Cambi Favre-Bulle, die den Angeklagten partout nicht aus der Untersuchungshaft entlassen wollte, bis das Bundesgericht im letzten Herbst sie dazu zwang. Sie alle hätten fortan mit dem Makel leben müssen, einen Unschuldigen fünf Jahre lang in eine Zelle gesperrt zu haben. Schadenersatz und Genugtuung in Millionenhöhe stehen zur Debatte.

Erwin Sperisen selber tat nichts, um das Dilemma zu entschärfen. Im Gegenteil. Seine innerhalb und ausserhalb des Gerichtssaals geäusserte Kritik an der Genfer Justiz war ätzend. Er sah keinen Anlass für Entgegenkommen oder Selbstkritik. In seinem Schlusswort verlangte der Angeklagte gar Bertossas Rücktritt. Aus seiner Warte mag das nachfühlbar sein. Fünf Jahre unschuldig – ja, die Unschuldsvermutung bis zum Beweis des Gegenteils gilt auch für einen guatemalteckischen Polizeichef – in einer 9,4 Quadratmeter grossen Zelle sind eine bittere Erfahrung.



*Es geht um Existenzen:* Ex-Polizeichef Sperisen mit seinem jüngsten Sohn.

Ob das strategisch und psychologisch klug war, ist eine andere Frage. Die Richter sitzen am längeren Hebel, sie haben das allerletzte Wort.

Die Juristerei gibt sich gerne als Wissenschaft, welche unbesehen von Herkunft und

## Sie alle müssten mit dem Makel leben, einen Unschuldigen fünf Jahre lang eingesperrt zu haben.

Ansehen der Rechtsunterworfenen die Argumente sorgfältig gegeneinander abwägt, bis sie zu einem schlüssigen Resultat gelangt. Im Regelfall funktioniert das tadellos. Doch Richter sind keine Roboter. Wie alle anderen Menschen folgen sie ihrem ureigenen Überlebensinstinkt und dem sozialen Druck, wenn es um die eigene Haut geht.

Die hochemotionalen Plädoyers beider Parteien haben dies in seltener Deutlichkeit vor Augen geführt. Mangels belastbarer Beweise und konkreter Indizien wurde hüben wie drüben mit Insinuationen, Mutmassungen, persönlichen Angriffen und rhetorischen Tricks gefochten. Mit Juristerei hatte das Psycho-Gefecht nur noch am Rande zu tun.

Auf den ersten Blick glaubt man es mit einem klaren Fall zu tun zu haben. Sieben Häftlinge wurden 2006 ermordet bei einer Gefängnisrazzia, die auch unter dem Kommando der Polizei stand. Aber eben nur zum Teil. Die Armee, das Gefängnispersonal, Geheimdienste und Sondertruppen des Innenministeriums hatten die Hände mit im Spiel. Die Genfer Justiz verwendete viel Zeit und Energie für die Frage, ob die Häftlinge hingerichtet wurden, als sie sich bereits ergeben hatten. Vieles spricht dafür. Doch die wirklich diffi-

zile und alles entscheidende Frage wurde nur rudimentär und in plakativen Allgemeinplätzen abgehandelt: Welche Rolle spielte Sperisen, der politische Chef der Polizei, in diesem Komplott?

Die undurchsichtige, lückenhafte und politisch kontaminierte Untersuchung aus Guatemala lieferte zwar eine barocke Fülle an widersprüchlichen Gerüchten und Behauptungen, aber kaum belastbare Beweise. Sperisen konnte oder wollte die Lösung auch nicht präsentieren. Doch in einem zivilisierten Rechtssystem liegt es nicht am Angeklagten, seine Unschuld zu beweisen. Am Ende gilt der Grundsatz «in dubio pro reo».

### Gute Freunde haben keine Geheimnisse

Der Ruch des Politischen lastete von allem Anfang an über dem Verfahren. Je krampfhafter man den Anschein der Befangenheit zu unterdrücken versuchte, desto offenkundiger wurde er. Die Politikomponente ist auch mit kühnster «juristischer Akrobatik» (*Le Temps*) nicht aus der Welt zu reden: Das Verfahren, das sich im Kern gegen die rechtskonservative damalige Regierung von Oscar Berger richtete, wurde angestossen und vorangetrieben von Aktivisten der NGO Trial, die mit der linken Szene in Guatemala ebenso verhandelt ist wie mit dem Genfer Politik- und Justizbetrieb.

Staatsanwalt Bertossa sagte es frank und frei in seinem Schlussplädoyer: Erwin Sperisen stand vor den Schranken stellvertretend für eine weisse Oberschicht, welche das mehrheitlich indianische Volk von Guatemala angeblich unterjocht und ausbeutet wie zu Kolonialzeiten. Bertossa war zwar noch nie in diesem Land, er hat seine Rassentheorie nie in der Praxis überprüft. Aber in der Weltstadt Genf gibt es schliesslich viele Hilfswerke, Soziologen und Professoren, die täglich verkünden, was in der Dritten Welt so vor sich geht.



**Rassentheorie:** Staatsanwalt Yves Bertossa.

Nichts scheut das Bundesgericht mehr als Politik. Zwei Jahre lang brüteten die Juristen in Lausanne über dem Fall. Es resultierte ein Verdikt von rekordverdächtigen hundert Seiten, das die gravierenden Mängel im Genfer Urteil gegen Sperisen rügt: Missachtung von Verteidigerrechten, Willkür in der Begrün-

dung, Verletzung der Unschuldsvermutung. Doch das Bundesgericht liess auch vieles im Ungewissen. Die entscheidende Frage blieb offen: Wurden die Exekutionen auf Befehl oder zumindest mit der Einwilligung des Polizeichefs vollzogen? Das Bundesgericht schob damit die Verantwortung zurück nach Genf.

Den ursprünglichen Schuldspruch mit den Trümmern zu begründen, die das Bundesgericht vom Verfahren übriggelassen hatte, wäre kühn gewesen. Noch mehr Überwindung hätte es gebraucht, Sperisen freizusprechen und zu entschädigen. Es wäre ein juristischer Bankrott gewesen. Das Gericht entschied sich für einen dritten Weg: Erwin Sperisen ist halb schuldig. Er habe den mörderischen Plan zwar nicht ausgeheckt, er habe bei dessen Ausführung auch nicht mitgewirkt, aber Erwin Sperisen habe die Killerkommandos gewähren lassen. Die Strafe wurde auf fünfzehn Jahre reduziert.

«Genf hat die Kritik an der mangelnden Beweisführung erhört und deshalb auf eine lebenslange Haftstrafe verzichtet», kommentierte die «Tagesschau» von SRF das Verdikt. Man könnte es auch direkter formulieren: Für den Fall, dass Sperisen doch unschuldig wäre, muss er weniger lang hinter Gitter.

Das Urteil folgt der Taktik von Staatsanwalt Yves Bertossa, die sich wie ein roter Faden durch das ganze Verfahren zieht. Fiel eine Version in sich zusammen, konstruierte er flugs eine neue. So waren im jüngsten Prozess drei weitere Morde aufgeführt, der sogenannte Fall «El Infiernito», für die Sperisen in erster Instanz noch freigesprochen worden war. Bertossa liess den spanischen Ermittler Fernando Toledo, der in diesem Dossier als Schlüsselzeuge figuriert, extra nach Genf einfliegen. Als Toledo im Zeugenstand einräumen musste, dass er gelogen hatte – tatsächlich war er in die Ermittlungen von «El Infiernito» nie involviert gewesen –, liess Bertossa die Anklage in diesem Nebendossier kommentarlos fallen. Das mag auf den ersten Blick grosszügig anmuten. Doch mit diesem Schachzug eliminierte er elegant eine Falschaussage aus dem Prozess, die den tendenziösen Charakter der Ermittlung entlarvt.

Gemäss dem ersten Genfer Urteil hatte Erwin Sperisen bei den Exekutionen aktiv selber Hand mit angelegt. Diese Version basierte im Wesentlichen auf den Anschuldigungen des Mörders Philippe Biret, der sich Bertossa als Kronzeuge angedient hatte und dafür in Guatemala mit einer vorzeitigen Haftentlassung belohnt wurde. Birets Behauptung stand in einem derart hanebüchenen Widerspruch zu den Fakten, dass die Berufungsinstanz sie eliminierte. Gemäss dem zweiten Urteil machte sich Sperisen gerade dadurch verdächtig, dass er sich passiv im Hintergrund hielt. Das Gericht begnügte sich mit Staatsanwalt Bertossas simpler Formel: «Die Chefs kommandieren, die Untergebenen exekutieren.»

Und nun also eine dritte Variante. Sie stellt die Hierarchie auf den Kopf. Nicht Sperisen, der Chef, sondern sein Untergebener Javier Figueroa habe die Hinrichtung der Häftlinge geplant und kommandiert. Diese Version stützt sich im Wesentlichen auf die Aussage des Geheimdienstlers und Kronzeugen Luis Linares Pérez, der bei der Schiesserei mitgewirkt hatte



**Schuldig trotz Freispruch?** Javier Figueroa (r.).

und für seine mehrfach revidierten Aussagen mit Haftverschonung und einem kanadischen Arbeitsvisum belohnt wurde.

Sperisen und Figueroa hatten sich vor der Gefängnisrazzia bei einer Tankstelle und nach der Schiesserei am Ort des Geschehens getroffen, wobei unter anderem auch Kommandoeinheiten zugegen gewesen waren. Was besprochen wurde, ist nicht überliefert. Dass Erwin Sperisen und Javier Figueroa seit ihrer Kindheit befreundet sind, war für das Genfer Appellationsgericht Beweis genug, dass sie keine Geheimnisse voreinander hätten.

### Gespentische Parallelen

Nun gibt es aber ein Problem: Javier Figueroa wurde 2013 in Österreich nach einem aufwendigen Geschworenenprozess in exakt derselben Sache von Schuld und Strafe freigesprochen. Irgendwelche neue Erkenntnisse, die ein neues Verfahren rechtfertigen würden, kamen seither nicht hinzu.

Das Bundesgericht hat in diesem Punkt festgehalten, dass sich die Genfer Richter nicht ohne weiteres über diesen Freispruch hinwegsetzen dürfen. Denn damit würden sie neben der Unschuldsvermutung den fundamentalen Rechtsgrundsatz «ne bis in idem» (kein zweiter Prozess in derselben Sache) verletzen. Bindend sei das österreichische Urteil für die Schweiz freilich auch nicht.

Das Bundesgericht soll nun erklären, was gilt. Bis dahin bleibt Erwin Sperisen auf freiem Fuss. Die Genfer Justiz hat damit die Entscheidung elegant nach Lausanne zurückdelegiert. Der seit sechs Jahren vor sich hin gammeln Prozess, der inzwischen den halben Sperisen-Clan mit ins Elend gestürzt hat, entwickelt zusehends gespenstische Parallelen zu den Lynchmorden in Guatemala: Ungeheuerliches hat sich zugetragen, so viel steht fest, doch keiner ist dafür verantwortlich. ○



# Verpasste Debatte

Die Vollgeld-Initiative wird von den politischen Gegnern pauschal als exotischer Irrläufer abgetan. Aus einer ernsthaften Debatte liesse sich aber einiges lernen.

Von Beat Gygi

Am 10. Juni stimmt das Schweizer Volk über die sogenannte Vollgeld-Initiative ab, und noch selten war der Schlagabtausch zwischen Initianten und Gegnern so kurz vor einer Abstimmung für das breitere Publikum derart verwirrt wie in diesem fast gespenstischen Kampf. Kürzlich hat der Bund das Abstimmungsbüchlein zur Vorlage veröffentlicht, und das Initiativkomitee beehrte laut auf, weil es seine Ideen falsch und lückenhaft dargestellt fand. Michael Derrer, Dozent für Wirtschaft an der Hochschule Luzern, reichte bei seinem Wohnsitzkanton Aargau wegen Fehlinformationen eine Abstimmungsbeschwerde ein, die sich gegen die Nationalbank, die Konferenz der kantonalen Finanzdirektoren und den Bundesrat richtet. Der Streit wird wohl ans Bundesgericht weitergetragen.

Die Initianten um den Sprecher Reinhold Harringer, den ehemaligen Finanzverwalter der Stadt St. Gallen, kritisieren, dass der Bundesrat die heutige Geldschöpfung und auch die mögliche Geldschöpfung im Vollgeld-System, die Rolle und die Macht der Nationalbank, die Kreditvergabe durch die Geschäftsbanken und weitere Punkte falsch darstelle. Tatsächlich ist es sehr schwierig, die Vorlage in ihren ganzen Zusammenhängen und möglichen Auswirkungen zu erfassen – nicht nur für normale Leute, sondern auch für die National- und Ständeräte, die sich damit befassen, wie die Protokolle aus den parlamentarischen Beratungen zeigen. So gab es etwa den Spruch, dass der Rat diese Vorlage zumindest ähnlich lange behandeln sollte wie die Hornkuh-Initiative. Der Vollgeld-Vorstoss wurde in der bisherigen Diskussion überwiegend als unsinniges, gefährliches Experiment kritisiert, die jüngste juristische Aktion des Komitees sehen viele als Verzweiflungstat fanatischer Anhänger exotischer Ideen.

## «Eine Reihe positiver Konsequenzen»

Aber es gibt unter Fachleuten auch andere Meinungen. Dirk Niepelt, Ökonomieprofessor an der Universität Bern und Direktor am Studienzentrum der Nationalbank in Gerzensee, sagte kürzlich am Radio, dass er beim Vernehmen der Idee fasziniert gewesen sei, dass sich Bürger in der Schweiz dieses hochkomplexen Themas annehmen und es zur Abstimmung bringen wollten und dass man das in der Schweiz auch könne. Vor rund zwei Jahren schrieb er, dass dieser Ansatz «eine Reihe positiver Konsequenzen» haben könnte, etwa dass das Zahlungs-



Nur Bargeld ist gesetzliches Zahlungsmittel.

verkehrssystem vor den Folgen von Bankenzusammenbrüchen geschützt wäre, sollte es in Krisen zum gefürchteten Ansturm der Sparer auf die Banken kommen. Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Vollgeld-Ansatz erscheine schon aus dieser Sicht sinnvoll.

Die Volksinitiative «Für krisensicheres Geld: Geldschöpfung allein durch die Nationalbank!» zielt grob gesagt darauf ab, dass das Schaffen von Geld nicht mehr wie bisher überwiegend den privaten Banken überlassen werden, sondern primär in der Kompetenz der Nationalbank liegen soll. Normale Leute haben heute im Prinzip zwei Möglichkeiten, sofort an Geld zu kommen: einerseits durch Bargeld, das sie praktisch in der Hand haben,

## Die Notenbanken begannen vor zehn Jahren, die Wirtschaft mit Geld zu überschwemmen.

andererseits durch Buchgeld, auch Giralgeld oder Sichteinlagen genannt, das meist auf Bankkonten liegt und elektronisch notiert ist. Viele halten die beiden Geldarten für gleichwertig, aber das ist ein Irrtum. Nur das Bargeld ist gesetzliches Zahlungsmittel. Es wird von der Zentralbank geschaffen und muss zum Bezahlen obligatorisch anerkannt werden.

Buchgeld dagegen ist nur ein Guthaben gegenüber der Bank, eine private Forderung des Kontoinhabers, die bei einem Bankzusammenbruch vernichtet werden kann – weshalb es in Notsituationen zu Anstürmen der Sparer auf die Banken kommt. Buchgeld wird von den Banken geschaffen, wenn sie Kredite vergeben und daraus auf andern Konten wieder Guthaben entstehen, dies in wiederholten Zyklen, weshalb die Buchgeldmenge heute etwa zehnmal so gross ist wie der Bargeldumlauf. Im Vollgeld-Regime käme der überwiegende Teil für Kredite von der Notenbank direkt. Ein Run der Einleger auf die Banken wäre nicht zu erwarten, da die betreffenden Einlagen so sicher wären wie Bargeld.

Was ist an diesem ganzen Vorhaben überhaupt relevant für die reale Politik? Alfred Roelli, früherer Chefökonom der Privatbank Pictet, sieht es ähnlich wie Niepelt, findet aber, dass man sich gegenwärtig Chancen vergräbt, möglichst viel aus der Debatte herauszuholen. Er sagt es so: «In der Diskussion um die Vollgeld-Initiative fällt eines auf: Die Gegner der Initiative verwenden Argumentationsmuster, die man gegenüber Vorlagen einnimmt, deren Urheber und Inhalt man nicht ernst nimmt und mit geringstem Aufwand mit simplen Totschlagargumenten aus dem Weg räumen will.» Das zeige einen Man-

gel an Respekt und sei aus demokratischer Sicht bedauerlich.

So laute ein wichtiges Argument der Initiativgegner, dass die Vorlage irrelevant sei, dass es wichtigere Themen als die Grundprinzipien der Geldschöpfung und ihrer Kontrolle in der schweizerischen Volkswirtschaft gebe. Roelli hält dagegen: Wie mit Geld umgegangen werde, sei doch ein Grundsatzthema par excellence. Er verweist etwa auf den kürzlich verstorbenen St. Galler Ökonomieprofessor Hans Christoph Binswanger, der immer wieder eindrücklich gezeigt habe, wie die Geldschöpfung im Zentrum unseres Wirtschaftssystems stehe und unter anderem die Wachstums- und Umweltpolitik, die Verteilungsgerechtigkeit und die Stabilität einer Volkswirtschaft im Innersten beeinflusse.

### Blasen und Zusammenbrüche

Der brisanteste Punkt in Roellis Kritik ist jedoch der Vorwurf, durch das pauschale Verwerfen der Vollgeld-Ansätze würden die heutigen Zustände in ein viel zu günstiges Licht getaucht. «Die Initiativgegner kommen immer wieder mit der Behauptung, das heutige System funktioniere bestens. Meinen sie das ernst? Woher kommen denn die regelmässigen Blasen und Zusammenbrüche im Finanzsektor?», meint Roelli. Nach seiner Einschätzung tragen die heutigen Mechanismen der Geldschöpfung durch private Banken durchaus dazu bei, dass es Phasen mit überschüssender Kreditvergabe geben kann. Die Zentralbanken hätten heute zwar eine gewisse Kontrolle darüber, wie im Bankensektor das Zentralbankgeld zu Krediten und Buchgeld auf den Bankkonten gewandelt werde, aber das sei ein Steuern wie mit Gummibändern, also mit grossen Spielräumen, die im Vollgeld-System wegfallen würden.

Dem Vollgeld-Ansatz wird vorgeworfen, er würde der Nationalbank viel zu weitreichende Kompetenzen zum Steuern der Kredit- und Geldflüsse bis weit in die Verästelungen der Wirtschaft hinein geben. Diese Kritik ist von grösster Bedeutung, sie betrifft Gefahren der Zentralisierung sowie die Frage nach der Unabhängigkeit der Zentralbanken und nach dem Einfluss von Politik und Interessengruppen auf die Währungshüter. Wie sieht aber die heutige Realität aus? Die dominierenden Notenbanken begannen vor zehn Jahren, die Wirtschaft mit Geld zu überschwemmen, um Konkurse zu vermeiden und den Regierungen unpopuläre Sparmassnahmen zu ersparen. Der Zins wurde auf null gedrückt und als wirtschaftliche Orientierungsgrösse ausgeschaltet. Nun schlummern Rekordsummen von Zentralbankgeld im Finanzsystem, und die Notenbankbilanzen sind fünf- bis zehnmal höher als 2008.

Wer eine Vollgeld-Debatte pauschal abtut mit dem Hinweis, heute sei mit den Notenbanken alles in Ordnung, blendet leichtfertig Gefahren aus. ○

## Politik

# Rudolf Strahm und die Sozialdetektive

Mit Polemik macht die Linke gegen die Überwachung von verdächtigen Sozialhilfeempfänger Stimmung. Von den Bürgerlichen ist kaum etwas zu hören. Einzig SP-Eminenz Strahm redet Klartext.

**E**in mutiges Grüppchen rund um die Autorin Sibylle Berg wehrt sich gegen die übermächtige Versicherungslobby und herzlose Rechtsbürgerliche, die die Schwächsten der Gesellschaft drangsalieren wollen. Dies ist das Bild, das in der öffentlichen Diskussion über die Sozialdetektive derzeit gepflegt wird. Das David-gegen-Goliath-Muster ist keine schlechte Ausgangslage, um gegen das vom Parlament beschlossene Gesetz zur Überwachung von verdächtigen Versicherten zu mobilisieren; die Situation der Gegner ist keineswegs so hoffnungslos, wie vielfach prophezeit wird.

### Strassburg gab den Anstoss

Seit wenigen Tagen steht fest, dass die SP mit an Bord ist, obschon die Parteileitung beim Referendum eigentlich nicht mitmachen wollte. Zulauf bekommt das Referendum zudem von Organisationen der «Zivilgesellschaft», und natürlich fehlen auch nicht ein paar Rechtsprofessoren, die das Gesetz als rechtsstaatlich unhaltbar qualifizieren. Sympathien genießt das Referendum überdies bei all jenen Personen, die sich aus einem liberalen Reflex heraus prinzipiell mit Überwachungen schwertun. Wer will schon, dass die Invaliden- oder die Unfallversicherung unbescholtene Bürger künftig nach «Stasi-Manier» (Berg) überwachen darf?

Niemand will das. Nur sieht die umstrittene Vorlage solches auch in keiner Weise vor. Die Behauptungen, mit denen die Gegner Stimmung gegen das Gesetz machen, sind über weite Strecken krasse Polemik. Es ist ausgerechnet der SP-Mann Rudolf Strahm, der dies im *Tages-Anzeiger* jüngst ausgesprochen hat. Von bürgerlichen Politikern hat man solche klaren Worte bis anhin leider kaum gehört – eine löbliche Ausnahme ist die CVP-Vertreterin Ruth Humbel. Fast bekommt man den Eindruck, als wäre es den Rechten mit ihrem Gesetz nicht mehr ganz wohl.

Dafür gibt es allerdings keinen Grund. Anstoss zur Gesetzesrevision gab bekanntlich ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte aus dem Jahr 2016, das

von der Schweiz eine präzise Gesetzesgrundlage für die Überwachung von Versicherten verlangte.

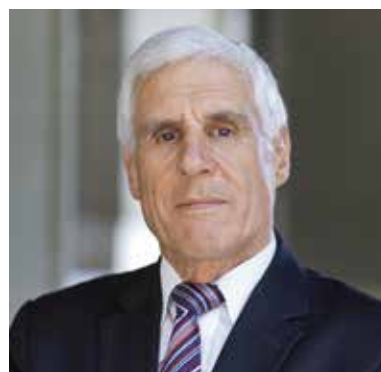
Genau das wird mit der neuen Vorlage nun erfüllt: Sie regelt detailliert, unter welchen Voraussetzungen und wie lange observiert werden darf, welche Informationsrechte den Observierten zustehen und wie mit dem gesammelten Material umzugehen ist. Das ist der erste Punkt. Zweitens darf, wer Sozialversicherungsleistungen bezieht, nicht einfach auf Belieben hin observiert werden. Vielmehr braucht es einen handfesten Anfangsverdacht, und die Abklärungen müssen ohne Überwachung so gut wie aussichtslos sein – so etwa, weil der Versicherte sich einer ärztlichen Untersuchung verweigert, wie dies auf die Frau zutrifft, die in Strassburg erfolgreich gegen die Schweiz geklagt hatte.

Von den Gegnern zum Skandal hochstilisiert wird der Umstand, dass der Verdächtige nicht nur, wie bei einer polizeilichen Ermittlung, auf der Strasse oder an anderen öffentlichen Orten, sondern auch auf seinem Balkon oder beim Briefkasten beobachtet werden darf, sofern man darauf freie Sicht hat. «Versicherungsspitzen dürfen mehr als Polizisten», wird kritisiert. Das trifft zwar tatsächlich zu, und man mag es als Schwachpunkt der Vorlage ansehen. Allerdings ist diese Möglichkeit, das ist der dritte Punkt, kein Novum, sondern wurde vom Bundesgericht schon bisher toleriert; zudem ist der Eingriff in die Privatsphäre, wenn man sich auf dem Balkon der Öffentlichkeit frei einsehbar präsentiert, doch relativ bescheiden.

Und viertens muss alles, was über Bild- und Tonaufnahmen hinausgeht – etwa eine GPS-Observation –, vom Richter genehmigt werden.

Es gibt also keinen Grund, diese Regelung nicht durch alle Böden zu verteidigen. Die Befürworter sollten allerdings nicht warten, bis sich in den Köpfen das Bild festgesetzt hat, es handle sich um ein «Stasi-Gesetz».

Katharina Fontana



Rudolf Strahm.

Von bürgerlichen Politikern hat man solche klaren Worte bis anhin kaum gehört.



# Hitlers Tagebuchführer

Wie ernst waren die Pläne der Nazis, die Schweiz zu überfallen? Die Gefahr sei real gewesen, schrieb der Historiker Klaus Urner kürzlich an dieser Stelle. Es sei nicht mehr als ein Gedankenspiel gewesen, ist hingegen *Weltwoche*-Autor Hanspeter Born überzeugt.



«Laut gedacht»: Hitler bei einer Lagebesprechung im Führerhauptquartier «Wolfsschanze», 1942.

Professor Klaus Urner hat sich mit der Frage der Bedrohung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg eingehender befasst als jeder andere Historiker. Obwohl seine Kritik an meinem Aufsatz («Operation Tannenbaum», *Weltwoche* Nr. 15/18) einleuchtend begründet ist, bleibe ich bei meiner Auffassung, dass Hitler niemals ernsthaft erwog, seine Truppen in die Schweiz einmarschieren zu lassen.

An der von Urner in seiner Replik («Gefährdet und erpresst: die Schweiz im Visier Hitlers», *Weltwoche* Nr. 16/18) zitierten Aussage von General Warlimont, laut der Hitler die Besetzung der Schweiz für eine «nur bescheidene Aufgabe hielt», ist nicht zu zweifeln. Sie muss im zeitlichen Zusammenhang gesehen werden. Tatsächlich hätte nach der Kapitulation Frankreichs und vor der Erstellung des Réduit der Grossteil der Schweiz, wie Generaloberst Franz Halder dies richtig einschätzte, in wenigen Tagen besetzt werden können. Aber noch weniger aufwendig schien Hitler die für seine Europapläne genügende völlige Umzingelung der Schweiz durch die von ihm befohlene, in Urners Standardwerk genau beschriebene Sabotageaktion vom September 1940 (Sprengung des Viadukts von Lavillat) zur Schliessung der «Lücke von Genf».

Hitler hat bei seinen Tischgesprächen und Lagebesprechungen, wie Halder dies beschreibt,

«laut gedacht». Nicht jede vom Führer hingeworfene Bemerkung ist ernst zu nehmen. Auch hat er seine Meinung den Ereignissen angepasst. Aus Wut über die deutsch-schweizerischen Luftkämpfe im Jura befahl er persönlich die gegen das Völkerrecht verstossenden (rechtzeitig verhinderten) Sabotageakte gegen Schweizer Militärflugplätze. Hätte er in der Be-

## Nach Frankreichs Kapitulation hätte eine Besetzung «ja sowieso gar keinen Sinn mehr gehabt».

setzung der Schweiz einen strategischen Nutzen gesehen, hätte er keinen Moment gezögert, die Schweiz anzugreifen. Doch er sah keinen. Und er war 1940 noch nicht so stark irrationalen Gefühlsausbrüchen unterworfen wie später, als sich seine Niederlage abzeichnete.

Die von Urner erwähnte «flüchtige» Operationsstudie über einen Einmarsch in die Schweiz, die im Wehrmachtsführungsstab ausgearbeitet worden war, hatte für Hitler keine Bedeutung. Diese und die «Tannenbaum»-Pläne wurden für den Fall angefertigt, dass «gegebenenfalls» oder «unter gewissen Bedingungen» eine Besetzung der Schweiz in Frage käme. Diese Bedingungen ergaben sich nie.

Urner ist zu Recht skeptisch gegenüber den von deutschen Akteuren nach dem Krieg gemachten Aussagen. Staatssekretär von Weizsäcker beispielsweise fälschte Akten, um vor der Geschichte als tapferer Widerstandskämpfer und Freund der Schweiz dazustehen. Vorsicht am Platz ist auch bei Franz Halder, Chef des Generalstabs des Heers, dem Kriegsverbrechen hätten nachgewiesen werden können, ebenso wie bei den auf ihr Image bedachten späteren Bundeswehrgenerälen Speidel, Heusinger und de Maizière.

## Stiller Zeuge

Es gibt allerdings einen Zeugen, der mir glaubwürdig erscheint: der Militärgeschichtler Helmut Greiner, der vier Jahre lang das (1945 verbrannte) Kriegstagebuch des Wehrmacht-Führungsstabs führte und der viele seiner Notizen für sich aufbewahrte. Nach Kriegsende wirkte er in aller Stille als Schriftsteller und militärwissenschaftlicher Mitarbeiter im Brockhaus-Verlag in Wiesbaden. Bei den Kriegsverbrecherprozessen wurde er erstaunlicherweise nie als Zeuge geladen. 1952 befragte ihn der Schweizer Nationalrat, Oberstdivisionär und Militärgeschichtler Eugen Bircher schriftlich zur deutschen Einschätzung der Neutralität und Abwehrkraft der Schweiz. In seiner Antwort hielt Greiner Folgendes fest:

«Solange ich das Kriegstagebuch der deutschen obersten Wehrmachtführung geschrieben habe, also vom 19. 9. 1939 bis 17. 3. 1943, und auch in den Monaten April und Mai 1943, als ich im Führerhauptquartier noch meinen Nachfolger einarbeitete, haben Hitler und seine militärischen Berater niemals eine gewaltsame Besetzung der Schweiz auch nur erwogen. Ich kann das so bestimmt behaupten, weil ich in dieser Zeit tatsächlich von allen Erwägungen, Absichten und Plänen Hitlers genau unterrichtet worden bin. Nach der Kapitulation Frankreichs hätte eine Besetzung der Schweiz ja sowieso gar keinen Sinn mehr gehabt.»

Wenn einer wissen konnte, was und wie Hitler dachte, war es Greiner, der die Äusserungen des Führers protokollieren musste. In seinem Brief an Bircher erinnert der Ministerialrat a. D. den «sehr verehrten Herrn Oberstdivisionär Bircher» daran, dass er keinen Grund habe, Hitler «von einem Verdacht reinzuwaschen», da er selber «wegen antinazistischer Gesinnung» von seiner «Stellung als Führer des Kriegstagebuchs enthoben worden» sei. ○



## Kulturreise Venedig

# Auf Commissario Brunettis Spuren

**Entdecken Sie die Lagunenstadt mit kriminalistischem Spürsinn. Aus der Perspektive von Commissario Brunetti, dem Helden aus Donna Leons weltberühmter Romanserie, sind Impressionen abseits der Touristenströme und kulinarische Köstlichkeiten garantiert.**

**O**b als Liebhaber der lokalen Küche oder auf spannender Verbrecherjagd durch verwinkelte Kanäle: Commissario Guido Brunetti ist für Krimifreunde ohne Zweifel der bekannteste Venezianer überhaupt.

Der Fall ist eröffnet! Sachdienliche Hinweise gibt es in den Geschichten der amerikanischen Bestsellerautorin mehr als genug. Die Schauplätze beschreibt Donna Leon so detailliert, dass sie mit Hilfe eines Stadtplanes erkundet werden können. Und die Restaurants, die sie erwähnt, sind allesamt Geheimtipps.

Auf unserer fünftägigen Leserreise haben Sie die Gelegenheit, die fiktive Welt zu einem realen Erlebnis zu machen.

### Reiseprogramm (Auszug):

**1. Tag** — Anreise mit Swiss-Flug und erste Erkundungen in den malerischen Gassen.

**2. Tag** — Auf Brunettis Spuren lernen wir Venedigs historische Stadtteile («sestieri») kennen; wir besichtigen verschiedene Schauplätze aus der Krimireihe sowie bekannte und versteckte Sehenswürdigkeiten; exklusiver Besuch einer traditionellen Gondelwerkstatt.

**3.Tag (fakultativ)** — Schifffahrt zu den beiden Inseln Torcello und Burano; Aperitif in der angesehenen «Locanda Cipriani» und typisches Mittagessen.

**4. Tag** — Abstecher in Brunettis Lieblingsweinstube «Cantina Do Mori», zum lebhaften Fischmarkt sowie zum Wohnhaus des Comissario im Viertel San Polo; Rundgang in Cannaregio durch Europas ältestes Ghetto.

**5. Tag** — Rückreise nach Zürich.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub).

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Reise «Brunettis Venedig»

19. bis 23. August 2018

#### Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Venedig–Zürich Flüge ab/bis Genf auf Anfrage
- 4 Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im 4-Sterne-Hotel «Palace Bonvecchiati» im historischen Zentrum
- Abendessen in ausgesuchten Restaurants
- 3-Tages-Karte für Linienboote und Busse
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung

#### Preis:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1780.– p. P. im DZ  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2880.– p. P. im DZ  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 570.–  
Option: Ausflug «Torcello und Burano» in der Lagune, inkl. Eintritt, Aperitif und Mittagessen (Fr. 100.–)

#### Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.com](mailto:info@mondial-tours.com)

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# «Es ist uns noch nie so gut gegangen»

Microsoft-Gründer Bill Gates ist einer der erfolgreichsten Unternehmer unserer Zeit. Beim Treffen mit *Weltwoche*-Kolumnistin Amy Holmes spricht er über seinen Kampf gegen die Armut, künstliche Intelligenz und über Privatsphäre in Zeiten von Facebook.

Bill Gates hat dem Lauf der Menschheitsgeschichte Impulse gegeben wie kaum ein Zweiter. Der Multimilliardär und Gründer von Microsoft sowie der Bill-&Melinda-Gates Foundation war letzte Woche zu Gast in unserer Polit-Talkshow «In Principle» auf PBS, die ich zusammen mit *Washington Post*-Journalist Michael Gerson moderiere. Gates war ein entspannter und bescheidener Gesprächspartner. Starallüren sind ihm fremd.

**Bei einer Umfrage, die im vergangenen Jahr in 36 Ländern durchgeführt wurde, gaben die meisten Befragten an, dass sich der Zustand der Welt zunehmend verschlechtert. Ist das tatsächlich so?**

Nein, das ist absolut unzutreffend. Nehmen wir nur die steigende Lebenserwartung, die sinkende Kindersterblichkeit, die Reduzierung extremer Armut. Die Verhältnisse in der Welt verbessern sich, und zwar rasant.

**Warum sind die Leute dann so pessimistisch?**

Das ist eine interessante Frage, der Hans Rosling in seinem Buch «Factfulness» nachgegangen ist. Er hat Umfragen zu Themen wie Armut, Impfen und Bildung durchgeführt und regelmässig negative Antworten erhalten, obwohl die positive Antwort korrekt gewesen wäre. Das liegt zum Teil daran, dass über so viele Katastrophen berichtet wird. Wir glauben, die Gewalt in der Welt nehme zu, obwohl sie deutlich abnimmt. Und wir werden älter, das heisst, wir denken nostalgisch an die Zeit zurück, in der wir jung und energiegeladener waren, und dann denkt man: «Hey, mir geht es nicht mehr so gut, wie kann es dann der Welt bessergehen?» Wir haben ein selektives Gedächtnis. Manche Politiker reden von den 1950ern oder 1960ern und behaupten, dass viele Dinge damals besser und einfacher waren, tatsächlich war aber vieles sehr viel schlechter – etwa die Gesundheitsversorgung, die Rassendiskriminierung. Uns ist es noch nie so gut gegangen.

**In welchen Bereichen sind die Fortschritte besonders spektakulär, besonders beeindruckend?**

Ich würde sagen, auf dem Gebiet der Gesundheitsversorgung. 1960 starb in den meisten Teilen der Welt ein Drittel der Kinder vor dem fünften Lebensjahr. Noch



«Ich betrachte mich als Weltbürger»: Multimilliardär Gates.

1990 starben zwölf Millionen Kinder vor dem fünften Lebensjahr. Heute haben wir diese Zahl mehr als halbiert: Es sind weniger als fünf Millionen. In den letzten fünfzehn Jahren haben sich die Dinge enorm verbessert. Es gibt einige spezielle Projekte: der Kampf gegen Malaria, den der Globale Fonds zur Bekämpfung von Aids, Tuberkulose und Malaria finanziert, Malaria-Initiativen, neue Impfstoffe. Überall auf der Welt werden Kinder heutzutage gegen Diarrhö und Tuberkulose geimpft, auch in Afrika. Das allein hat zu dieser dramatischen Reduzierung der Kindersterblichkeit geführt.

**Wir haben Grund, optimistisch zu sein. Wir wissen auch, dass freie Märkte eine grosse Rolle spielen. John F. Kennedy hat einmal gesagt: «Die Flut [der Marktwirtschaft, d. Red.] hebt alle Boote.» Aus Ihrer Sicht als Unternehmer und Vorsitzender der Gates Foundation: Was braucht es ausserdem?**

Freie Märkte spielen tatsächlich eine wichtige Rolle. China hat die Armut reduziert. Auch die Inder setzen auf Marktwirtschaft. In Äthiopien hat sich die Lage deutlich verbessert. Die Marktwirtschaft bringt klare Fortschritte. Natürlich braucht es, neben dem Markt, eine Regierung, die sich um Gesund-

heit, Bildung, Infrastruktur, Justiz, Stabilität kümmert – das sind Dinge, die nur der Staat bereitstellen kann, und der Staat schafft den Rahmen, in dem sich die Marktwirtschaft entfalten kann. Wenn der Staat dafür sorgt, dass die junge Generation unter besseren Bedingungen heranwächst, dann verspricht das eine demografische Dividende. Länder wie Indien erleben das, und dort hat man hohe Wachstumsraten.

**Wie kommt es dann, dass wir in den Industrieländern einen solchen Widerstand gegen die Globalisierung erleben? Die Ängste sind hier offenbar besonders gross.**

Es passieren verschiedene Dinge. Letztlich haben viele Bürger den Eindruck, dass sich die Eliten weit von ihnen entfernt haben und dass es diesen Eliten viel besser geht als ihnen. Die Eliten schaffen ein Wertesystem, in dem der Rest der Gesellschaft nicht mehr vorkommt.

**Würden Sie das auch auf sich beziehen?**

Ja, schon. Ich gehöre natürlich zur Elite – durch mein Vermögen, durch mein Engagement. Ein Politiker hat einmal gesagt, dass globale Bürger nirgendwo dazugehören, und ich betrachte mich als Weltbürger, auch wenn ich natürlich ein US-Bürger bin. Trotzdem bin ich der Auffassung, dass wir weltweit die Kräfte vereinen und langfristig denken sollten, dass die westlichen Werte grundsätzlich positiv sind. Ich bin überzeugt, dass wir den richtigen Weg eingeschlagen haben, dass es sinnvoll ist, Entwicklungshilfe zu leisten und dass die Welt immer mehr zu einer Gemeinschaft zusammenwächst.

**Was macht Ihnen am meisten Sorge, wo müssen wir besonders aufpassen?**

In den meisten Bereichen sieht es gut aus. Beim Kampf gegen Krebs und Herzerkrankungen müssen wir noch mehr tun. Mit Hilfe der Digitalisierung werden wir die Korruption reduzieren, wir werden grosse Fortschritte in den Naturwissenschaften machen. Natürlich müssen wir uns überlegen: Wo und wann könnte es einen Rückschlag geben? Bei einer Epidemie, beim Ausbruch einer katastrophalen Grippe oder bei einem Terrorangriff mit biologischen Waffen könnte es tatsächlich Millionen von Toten geben. Die Wahrscheinlichkeit mancher Ereignisse kann man nicht voraussagen, und sie ist auch nicht extrem hoch, trotzdem müssen wir uns auf solche Eventualitäten einstellen und die entsprechenden Vorbereitungen treffen.



Mark Zuckerberg.

«Bei der Befragung vor dem Kongress war Mark viel besser als ich.»

**Für Elon Musk, Pionier und Hersteller des Elektroautos Tesla, gehört die künstliche Intelligenz (KI) in diese Kategorie von globalen Bedrohungen. Sehen Sie das auch so?**

Nein. Aber er hat natürlich recht, wenn er sagt, dass künstliche Intelligenz der Motor ist, der zu den allergrössten sozialen Umwälzungen führen wird. Wir haben es hier

mit einer beispiellosen Technologie zu tun. Wie werden in Zukunft die Waffensysteme aussehen? Welche Unternehmen verfügen über diese Instrumente, und sollen sie sie unbeschränkt einsetzen dürfen? Und natürlich wird die KI den Arbeitsmarkt revolutionieren. Das ist positiv, insofern wir Produktivitätssteigerungen haben werden. Wir können mehr produzieren. Aber in den nächsten zwanzig Jahren wird es wegen KI dramatische Veränderungen geben, darauf müssen wir uns einstellen, auch in der Berufsausbildung.

**Kürzlich fand die Befragung von Mark Zuckerberg vor dem Kongress statt. Dabei wurden viele Bedenken zum Umgang von Facebook mit den Daten der**

**Nutzer geäussert. Wie haben Sie das wahrgenommen? Geben wir in den sozialen Netzwerken inzwischen zu viele private Informationen preis? Müssen wir da eventuell zurückrudern?**

Es hat mich an meine eigene Befragung vor einem Senatsausschuss erinnert...

**Haben Sie mit Zuckerberg gefühlt?**

Unbedingt. Es geht hier um ernste Fragen. Ich will das nicht verharmlosen, aber wenn Senatoren eine Frage stellen, die technisch nicht korrekt ist, dann möchte man...

**Korrigiert man sie dann?**

Korrigiert man, oder korrigiert man nicht? Das ist keine einfache Situation.

**Haben Sie sie korrigiert?**

Vermutlich. (*Lacht*) Mark war da viel besser als ich. Bei Facebook geht es um zentrale Fragen, die viele Menschen beschäftigen. Kommunizieren wir nur noch mit Gleichgesinnten? Führt das zu einer Polarisierung der Gesellschaft? Müssen Hasskommentare in jedem Fall zensiert werden? Wie verträgt sich das mit der Meinungsfreiheit? Und wie steht es um die Privatsphäre? Wir können nur hoffen, dass die USA und Europa hier zu einer gemeinsamen Lösung finden. Aber es ist keine Bagatelle gewesen. Er musste sich entschuldigen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Dies ist eine gekürzte Fassung des Interviews, das am 27. April 2018 auf dem Public Broadcasting Service (PBS) gesendet wurde.



## Inside Washington

# Total vergeigt

**Beleidigungen, Peinlichkeiten und persönliche Attacken – ganz ohne Trump.**

**D**as Korrespondenten-Dinner letztes Jahr war eine Pleite, aber dieses Jahr war es einfach nur peinlich für alle Beteiligten. Die unflätige «Komikerin» hat es total vergeigt (konnte nicht einmal ihren Text ablesen – genauso schwach wie Seth Meyers). Begrabt das Dinner, oder lasst euch was Neues einfallen! – @realDonaldTrump, 22.38 Uhr, 29. April 2018

Wieder einmal schwänzte Präsident Trump das traditionelle Korrespondenten-Dinner in Washington, D.C. Ihn zog es nach Washington in Michigan, zu einer Kundgebung mit seinen Anhängern.

Gerichtet war Trumps ätzende Kritik gegen Michelle Wolf, welche für die – nicht so amüsante – komödiantische Performance des Abends ausgewählt wurde. Wolfs Attacken auf Sarah Huckabee Sanders – sie verglich die Medienchefin des Präsidenten mit einer «frauenhassenden Kratzbürste mittleren Alters» – ernteten ein paar Lacher und eine Entschuldigung.

Margaret Talev höchstpersönlich, die Vorsitzende der White House Correspondents' Association, gestand zerknirscht: «Der gestrige Abend sollte unser aller Engagement für eine starke freie Presse und unsere Würdigung von Anstand, professionellem Journalismus und herausragenden Leistungen zum Ausdruck bringen und nicht spalten. Bedauerlicherweise entsprach die Darbietung der Entertainerin nicht diesem Geist.»

Margaret Sullivan, Kolumnistin der *Washington Post*, erklärte: «Das diesjährige Korrespondenten-Dinner sollte das letzte gewesen sein.»

Und die Hauptperson, die es vorzog, sich nicht grillieren zu lassen? Trump schrieb seinen Anhängern: «Warum sollte ich mit einem Haufen Fake-News-Liberaler, die mich hassen, in einem Raum sein wollen?»

Viele Leute in diesem Raum haben sich diese Frage gestellt. *Amy Holmes*





Meilenstein der Rechtsgeschichte: Nürnberger Prozesse, September 1947.



Wiedergutmachung: Ferencz (5. v.l.) und Adenauer (2. v.r.), Luxemburg 1952.

## Friedlicher «Mister Aggression»

Nürnberg-Chefankläger Ben Ferencz spielte eine wichtige Rolle bei der Wiedergutmachungspolitik von Westdeutschland. Bis heute ringt der 98-Jährige mit den Spitzen der internationalen Diplomatie um ein Verbot von Angriffskriegen. Teil 2. Von Philipp Gut

Für Ben Ferencz endete der Einsatzgruppen-Prozess, der am 10. April 1948 abgeschlossen wurde, mit einem Erfolg. Sämtliche 22 Angeklagten wurden für schuldig befunden. Doch trotz des juristischen Sieges liess der bei Prozessende eben erst 28 Jahre alt gewordene Chefankläger die Party aus, welche die Amerikaner in Nürnberg gaben. Von Feierstimmung keine Spur: Ferencz litt unter starken Kopfschmerzen. Der Druck des monatelang verhandelten Grauens lastete schwer auf ihm. Die SS-Einsatzgruppen hatten in der besetzten Sowjetunion rund eine Million Menschen getötet, die meisten davon Juden – Männer, Frauen, Kinder, Greise –, und die Taten akribisch dokumentiert.

Bei der Verkündung des Urteilspruchs habe er weder Freude noch Erleichterung verspürt, erzählt Ben Ferencz bei meinem Besuch in seiner Winterresidenz in Delray Beach, Florida. Nur schon von den Gräueltaten zu lesen, sei furchtbar gewesen. Kam Hass auf, als er diesen Massenmördern gegenüber sass und die wohlformulierten Rechtfertigungsreden für ihr Tun anhören musste? Nein, sagt Ben, er habe nie den Racheinstinkt eines «Kill'em all» (Tötet sie alle) gefühlt. Er sei für die *rule of law*, die Herrschaft des Gesetzes, und sei froh gewesen, dass der Prozess vorüber war: «Ich wollte in mein normales Leben zurück.»

Als der Hauptangeklagte Otto Ohlendorf, SS-Brigadeführer und Kommandeur der Einsatzgruppe D, am 7. Juni 1951 im Kriegsver-

brechergefängnis Landsberg durch den Strang hingerichtet wurde, war auch Ben Ferencz eingeladen. Doch der Ankläger verzichtete auf die Teilnahme, er wollte die Vollstreckung des Todesurteils nicht mit ansehen. «Dass sie gehängt wurden, war schlimm genug», sagt Ferencz.

### Nur «symbolische Gerechtigkeit»

Nach Abschluss des Prozesses hatte Ferencz Ohlendorf in dessen Zelle besucht, die unterhalb des Nürnberger Justizpalastes lag. «Herr Ohlendorf, kann ich für Sie etwas tun?», fragte er. Ferencz erwartete, dass Ohlendorf so etwas artikulieren würde wie:

«Sagen Sie meiner Frau, dass ich sie liebe. Sagen Sie meinen Kindern, dass es mir leidtue, dass ich ihren Ruf für die Zukunft zerstört habe.» Aber Ohlendorf antwortete nichts dergleichen. Stattdessen brachte der hohe SS-Offizier noch einmal die juristischen Argumente zu seiner Verteidigung vor. Ben reichte es, und er verliess die

Zelle: «Adieu, Herr Ohlendorf.»

Kritiker sehen in den Nürnberger Prozessen einen Fall von «Siegerjustiz». Das waren die Kriegsverbrechertribunale insofern, als sie von den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs organisiert worden waren. Doch die Verfahren seien «absolut fair» gewesen, betont Ferencz. Die Angeklagten erhielten alle Rechte, jeder konnte sogar zwei Verteidiger engagieren. Wer auf «nicht schuldig» plädierte und die Morde abstrikt, entging der Todesstrafe, obwohl die

von der SS selber hergestellten Beweise («Ereignismeldung») erdrückend waren. Abgesehen von den Hingerichteten kamen alle Verurteilten nach spätestens zehn Jahren wieder frei. Von den insgesamt 3000 Massenmördern der SS-Einsatzgruppen wurden bloss 22 verurteilt. Man könne deshalb nur von «symbolischer Gerechtigkeit» reden, sagt Ferencz. Trotzdem seien die Nürnberger Prozesse zu einem Meilenstein der Rechtsgeschichte geworden.

Ben Ferencz gab den Kampf für die Strafbarkeit von Kriegsverbrechen nach Nürnberg nicht auf. Mit der ihm eigenen Zähigkeit und beflügelt durch seine Glaubwürdigkeit und sein Ansehen als Nürnberger Chefankläger setzt er sich bis heute dafür ein, dass Angriffskriege verboten werden und dass Kriegsverbrecher für ihre Taten individuell belangt werden. Als 2002 – mehr als fünfzig Jahre nach den Nürnberger Prozessen – der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag seine Aktivitäten aufnahm, hielt Ferencz als Ehrengast das Eröffnungsplädoyer.

### «Hitler hätte Sie auch umbringen sollen»

Vorerst blieb seine Karriere eng mit Deutschland und den Folgen des Zweiten Weltkriegs verbunden. Kaum hatte er den Einsatzgruppen-Prozess gewonnen, übernahm Ferencz eine weitere schwierige Aufgabe: Er wurde Generaldirektor der Jewish Restitution Successor Organization. In dieser Funktion war er massgeblich an den Verhandlungen über die Entschädigung enteigneter Juden beteiligt. Waren die ursprünglichen Eigentümer nicht mehr am Leben, ging der eingeforderte Besitz nicht an den deutschen Staat, sondern eben an



«Ich lasse mich nicht kleinkriegen, ich stehe auf, auch wenn ich nicht sehr gross bin.»



«Ich schiebe diesen Felsbrocken vorwärts»: Ben Ferencz in seiner Winterresidenz in Delray Beach.

die von Ferencz geführte Organisation. Diese verteilt die Gelder dann an jüdische Institutionen vornehmlich in den USA und in Israel.

Ferencz baute im Eiltempo eine Mannschaft auf, die Zeit drängte. General Lucius Clay, der Militärgouverneur der amerikanischen Besatzungszone, fürchtete, dass bald die Russen einmarschieren würden. Im Frühjahr 1948 nahmen Ben und sein Team die Arbeit auf. Was auf dem Papier einfach klinge, sei in der Praxis eine «mission impossible» gewesen, erinnert sich Ben. Er schickte seine Leute, denen vierzig Wagen zur Verfügung standen, zu jedem möglichen Liegenschaftsverwalter in Deutschland. Fanden die Rechercheure einen jüdisch klingenden Namen sowie Eigentum, das nach 1933 – dem Jahr von Hitlers Machtübernahme

– transferiert worden war, beanspruchten sie dieses gemäss Bens Order («Claim it!»). Ein ernsthaftes Problem stellte sich mit der Währungsreform von 1948, durch die sich der Wert der alten Reichsmark markant verringerte. Wer sollte nun dieses Risiko tragen: die Enteigneten oder die neuen Besitzer, die Opfer oder die Täter? Wenn es denn überhaupt Täter waren. Denn es habe auch anständige Deutsche gegeben, die den jüdischen Nachbarn deren Liegenschaften vor der «Arisierung» durch die Nationalsozialisten zu einem fairen Preis abgekauft hätten, erzählt Ben. Was war, wenn der neue Besitzer vielleicht das Dach renoviert hatte, das durch die britischen Bomberangriffe zerstört worden war? Was, wenn er eine Hypothek aufgenommen hatte?

Das waren komplizierte Fragen, manchmal blieb nur der Gang vor den Richter. Die Alliierten führten einen eigens aufgebauten Gerichtshof für solche Fälle, den Court of Restitution Appeals (Cora). Auch der Streit um die Währungsreform im Zusammenhang mit der Restitutionsfrage wurde vor Gericht entschieden. Ferencz gewann den Fall um die sogenannte 10:1-Frage: Gemäss Gericht war eine Liegenschaft, die ein Deutscher für 100 000 Reichsmark von einem Juden erworben hatte, mit 10 000 D-Mark zu entschädigen. Hätten die Richter anders entschieden, dann wäre dies «gleich zu Beginn das Ende des ganzen Restitutionsprogramms gewesen», so Ben.

Ein weiteres Problem wirkte wie Gift: Hätten er und seine ebenfalls meist jüdischen Mitarbeiter eine Forderung angemeldet, hätten sie häufig zur Antwort erhalten: «Hitler hätte Sie auch umbringen sollen.» Er habe realisiert, «dass wir mit diesem Programm unter den Deutschen noch mehr Antisemitismus erzeugten». Er suchte einen Ausweg – und fand diesen darin, dass er Deals mit den einzelnen Bundesländern abschloss. Fortan lag es in deren Verantwortung, mit den eigenen Bürgern zu verhandeln. Die auf diese Weise eingesammelten Gelder gingen dann von den Ländern an die Jewish Restitution Successor Organization (und später an die Jewish Claims Conference), die entschied, wohin die Mittel flossen.

### Am Tisch mit Adenauer

Neben der Jewish Restitution Successor Organization führte Ben Ferencz als Generaldirektor auch die Claims Conference und die United Restitution Organization, die zusammenspannten und ähnliche Ziele verfolgten. So war Ferencz dabei, als Bundeskanzler Konrad Adenauer (CDU) am 10. September 1952 das Luxemburger Abkommen («Wiedergutmachungsabkommen») unterzeichnete. Dieses war revolutionär: Erstmals in der Geschichte schloss ein Staat (die Bundesrepublik) einen Vertrag nicht nur mit einem anderen Staat (Israel) ab, sondern auch mit einer privaten Organisation (der Jewish Claims Conference). Darin verpflichtete sich die BRD, flüssige Mittel, Exportgüter und Dienstleistungen im Umfang von 3,5 Milliarden D-Mark zur Verfügung zu stellen. Neu war auch die Regelung, dass Anspruchsberechtigte individuell entschädigt wurden, üblich waren Reparationszahlungen an Staaten (nicht an Personen).

Adenauer, der schräg vis-à-vis von Ferencz am Tisch sass, sollte seine Unterschrift zuerst unter das Abkommen setzen. Doch als er seinen Füllfederhalter zur Hand nahm, hatte dieser keine Tinte mehr. Ben handelte blitzschnell und reichte dem neben ihm sitzenden Nahum Goldmann, dem Präsidenten der Jewish Claims Conference, seinen eigenen Waterman-Füller. Goldmann gab ihn Adenauer



er weiter, und der Kanzler unterzeichnete das Abkommen mit Bens Feder und Tinte. Was die anderen Verhandlungsteilnehmer nicht wussten: Mit diesem Schreibwerkzeug hatte es eine besondere Bewandnis. Seine Frau Gertrude hatte es Ben geschenkt, als er in Harvard graduiert worden war. Er trug es den ganzen Krieg über als Glücksbringer bei sich. Ben überlebte viele Schlachten, samt der legendären «Battle of the Bulge» in Belgien, der blutigsten Landschlacht der Amerikaner im Zweiten Weltkrieg. Und nun wurde also mit dem Füllfederhalter des einfachen jüdischen Soldaten Ferencz das Wiedergutmachungsabkommen unterzeichnet, das nicht nur für die Juden und für Israel eine grosse Bedeutung hatte, sondern auch für die junge BRD: Es war eine politische Voraussetzung für die Aufhebung der alliierten Besatzung und für die Anerkennung der vollen Souveränität der Bundesrepublik.

Schliesslich hatte Ben Ferencz bei einer weiteren wichtigen Etappe der Wiedergutmachungspolitik der BRD nach dem Krieg seine Finger im Spiel: beim Bundesgesetz zur Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung, das am 29. Juni 1956 rückwirkend auf den 1. Oktober 1953 verabschiedet wurde. Eine Gruppe «exzellenter jüdisch-deutscher Anwälte» habe das Gesetz mitentworfen – in einer Wohnung am Kuckucksweg 5 in Berlin, erzählt Ben. Er selber war als juristischer Berater beteiligt. Adenauer brachte das Gesetz mit Mühen im Bundestag durch, mit Hilfe der oppositionellen SPD.

### Scharfe Kritik an Trump

Bei seinen Aufgaben in Nachkriegsdeutschland, mit Station zuerst in Nürnberg, dann in Frankfurt am Main, wurde Ben von Gertrude begleitet, hier wurden auch die vier Kinder geboren. In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre kehrte die Familie nach New York zurück. Ben, der ehemalige Topstudent der Harvard Law School, wurde ein sehr erfolgreicher Anwalt. Gleichzeitig setzte er sich weiterhin für sein erklärtes Lebensziel ein, Kriege zu verhindern und der Herrschaft des Rechts in den internationalen Beziehungen zum Durchbruch zu verhelfen.

Bereits die erste Uno-Generalversammlung von 1945 hatte eine Resolution verabschiedet, die einen internationalen Strafgerichtshof forderte. Es wurden Kommissionen eingesetzt, die eine Liste mit Verbrechen erstellen sollten, für die dieser Gerichtshof zuständig wäre. Die Diskussionen währten Jahrzehnte:

diese und jene Mächte hätten immer wieder neue Ausreden und Entschuldigungen vorgebracht, warum man nicht weiterkomme, ärgert sich Ben. Im Kern drehte sich das Problem um die Definition von Aggression. Schliesslich machte Ferencz, der mehrere Bücher über diese Fragen geschrieben hatte, einen Vorschlag: «Warum nennt ihr es «Verbrechen der

nationalen Gerichtshof zu akzeptieren und zur Rechenschaft gezogen zu werden, wenn wir bewaffnete Kräfte einsetzen.»

Ein wichtiger Teilerfolg bleibt die Gründung des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag, der von der Uno unabhängig ist und auf das Römer Statut von 1998 zurückgeht. Mitte Juli wird in New York das zwanzigjährige Jubiläum dieser Gründungsakte gefeiert werden, mit Ben Ferencz als Stargast. Doch damit gibt sich der unermüdliche Kämpfer nicht zufrieden. Er kritisiert die Politik von US-Präsident Donald Trump, von Verteidigungsminister James N. Mattis oder des Nationalen Sicherheitsberaters und ehemaligen Uno-Botschafters John Bolton scharf. Tatsächlich prallen hier Welten aufeinander. Ferencz beschreibt die Position der US-Regierung so: «Wer Macht hat, soll sie brauchen. So etwas wie ein internationales Recht gibt es nicht. Da ist kein Gericht, da ist kein Gesetz – was also sollen wir tun? Wir können nur die eigenen Interessen wahren.»



Internationales Strafgericht: mit Angelina Jolie (2. v. r.), 2009.



Bürgerrechtsikone: Ehrung mit Bernice A. King, April 2018.

Aggression»? Warum nennt ihr es nicht «Verbrechen gegen die Menschlichkeit»?» Wegen seiner Bemühungen, die Aggression zwischen Staaten zu definieren und den Angriffskrieg unter Strafe zu stellen, erhielt Ben den Spitznamen «Mister Aggression». Ein sehr friedlicher «Mister Aggression».

Die Auseinandersetzung dauert bis heute an. Ferencz hat bei den Vereinten Nationen keine offizielle Position inne, doch seine Stimme wird gehört. Mitte April dieses Jahres wurde er von Uno-Generalsekretär António Guterres in New York empfangen. Ferencz kann es sich leisten, Klartext zu reden, er braucht keine politischen Rücksichten zu nehmen: «Die tonangebenden Länder in der Uno geben seit siebzig Jahren vor, die Aggression definieren zu wollen. Wenn sie ehrlich wären, würden sie sagen: «Wir sind nicht bereit, einen internatio-

«Ich schiebe diesen Felsbrocken vorwärts.»

Er bleibe optimistisch, sagt Ben gegen Ende unseres Treffens. In seiner Lebenszeit seien gewaltige Fortschritte gemacht worden bei den Rechten der Frauen, der Schwarzen, der Homosexuellen. Erst im April überreichte ihm die Tochter der schwarzen Bürgerrechtsikone Martin Luther King in Anerkennung seiner Verdienste eine Ehrenmedaille. «Aber wir sind noch nicht über das dumme Kriegmachen hinausgekommen», hält er fest.

Der Kampf von Ben Ferencz geht weiter, Tag für Tag. Dafür hält er sich fit. Jeden Morgen macht er Gymnastik, dann fünfzehn Liegestütze. Darauf geht er schwimmen und rennt eine halbe Meile. Sagt's und hält mir seinen rechten Oberarm hin, damit ich prüfe, dass er nicht etwa blufft. «Beweise», meint er lachend. «That's my life. That's it.» ○

# Mehr Kinder braucht das Land

Viktor Orbán will die ungarische Geburtenrate bis 2030 von gegenwärtig 1,5 auf 2,1 Kinder pro Frau steigern. Dafür investiert Ungarn mehr Geld als jedes andere Land in der EU. Verantwortlich für den angestrebten Kindersegen ist Katalin Novák, der eine grosse Zukunft vorausgesagt wird. Von Boris Kálnoky

Als Ungarns Premier Viktor Orbán in der Wahlnacht vor wenigen Wochen seinen Sieg verkündete, stand er inmitten von Männern und einer Frau. Die Männer galten als seine wichtigsten Minister, während die Frau «nur» Staatssekretärin für Familienpolitik war. Doch schnell verbreitete sich das Gerücht, Katalin Novák sei der «aufgehende Stern» unter Ungarns Politikern. Die Mutter von drei Kindern, die vier Sprachen spricht, könne bald Ministerin werden.

Als Orbán zwei Tage später die Stossrichtung seiner Politik für die nächsten vier Jahre bekanntgab, schien diese Prognose Realität zu werden: Das strategische Thema der nächsten Jahre werde die Demografie, namentlich die Familienpolitik, sagte er. Katalin Nováks Fachgebiet also. Einer ihre Lieblingsbotschaften lautet, dass Europas Geburtenarmut nicht unvermeidbar sei.

Orbán mag solche Sätze. Für ihn sind mehr Kinder die einzig denkbare Antwort auf die Flüchtlingskrise. Es reiche nicht, den Zustrom von Migrantinnen unter Kontrolle zu bringen, die Gesellschaft müsse sich selbst regenerieren. Es ist eine seiner Grundmaximen, die er auch in Europa zum Thema machen will.

Ministerin wurde die in den ungarischen Medien mit zahlreichen Porträts und Vorschusslorbeeren bedachte Katalin Novák dann doch nicht. Doch die Stossrichtung der neuen Regierung bleibt: «Mehr Kinder!» Und Novák, so sagte sie selbst Ende letzter Woche, rechnet damit, weiterhin für diese Politik zuständig zu bleiben.

## Grosser Nachholbedarf

In der EU ist viel versucht worden, um das Problem schwacher Geburtenraten zu lösen. Tatsächlich gibt es Fortschritte: In Deutschland etwa ist die Geburtenrate von 1,39 im Jahr 2010 auf gegenwärtig 1,59 Kinder pro Frau gestiegen; bei Frauen mit deutscher Staatsangehörigkeit beträgt die Rate allerdings nur 1,46. In Ungarn stieg die Rate im selben Zeitraum von 1,25 auf 1,5 Kinder pro Frau. Es waren zwar Jahre, in denen Orbán regierte. Inwiefern aber seine schon immer dezidiert familienfreundliche Politik zum Anstieg beitrug und wie viel davon auf einen breiteren europäischen Trend zurückgeht, das ist nicht klar auszumachen.

Orbán verkündete dennoch eine gewagte Zielvorgabe: Bis 2030 soll Ungarns Geburtenrate weiter auf 2,1 Kinder pro Frau steigen.



«Kraft und Courage»: ungarische Familienpolitikerin Katalin Novák.

Dies ist das Niveau, das erforderlich wäre, damit die Bevölkerung – ohne Einwanderung – nicht weiter schrumpft. Um diesen Wert zu erreichen, müsste der Anstieg der Geburtenrate nicht nur in den nächsten zwölf Jahren anhalten, sondern sich deutlich beschleunigen.

Damit das gelingt, muss Ungarn in vielen Bereichen Nachholarbeit leisten. Teilzeitarbeitsplätze beispielsweise helfen jungen Müttern; in Ungarn gibt es davon aber verhältnismässig weniger als anderswo in der EU. Es hat anteilmässig auch weniger Kita-Plätze für Kinder im Alter von zwei und drei Jahren. (Ab vier Jahren ist Kindergarten Pflicht.) Und es gibt auch weniger arbeitende Mütter kleiner Kinder. Entsprechend gibt es weniger Einkommen in den Familien, was wiederum die Bereitschaft senkt, nach dem ersten noch ein zweites oder drittes Kind zu planen.

Der Schlüssel zur erhöhten Geburtenrate soll nun eine innovative Herangehensweise sein – und vor allem viel Geld. Ungarn will in den nächsten Jahren einen höheren Anteil des Bruttoinlandsprodukts (BIP) zur Stärkung der Familien ausgeben als jedes andere EU-Land. Schon jetzt steht das Land mit 3,5 Prozent des BIP für Familienförderung europaweit an der Spitze.

Mit diesem Geld wird unter anderem das «Csok»-Programm finanziert, das für Familien mit Kindern Geldgeschenke von umgerechnet 33 000 Euro vorsieht, wenn sie davon eine Wohnung kaufen. Weitere 33 000 Euro gibt es als zinslosen Kredit dazu.

Massgeblich beteiligt an der Ausarbeitung und Umsetzung des Programms war Katalin

Novák. Orbán, der in dem Ruf steht, Frauen als ungeeignet für die Politik zu betrachten, spricht schon länger sehr anerkennend über sie. «In ihr steckt Kraft und Courage», soll er 2015 hinter verschlossenen Türen über Novák gesagt haben. Da war sie gerade seit einem Jahr Staatssekretärin für Familienpolitik. Als solche trug sie in den Monaten vor der Parlamentswahl entscheidend dazu bei, eine Strategie zur Familienförderung in den nächsten Jahren auszuarbeiten.

## Erste Zuversicht

Die Zahl der gegenwärtig rund 48 000 Kita-Plätze soll demnach fast verdoppelt werden. Vor allem junge Frauen im Alter von 25 bis 35 Jahren sollen mehr Kinder bekommen; zu diesem Zweck sollen jungen Müttern die Studentendarlehen erlassen werden, zudem sollen sie bessere Chancen am Arbeitsmarkt erhalten. Dazu soll es mehr Kindergeld und höhere Steuerermässigungen für Familien geben. Das Ziel: Vor allem der Mittelstand soll kinderreicher werden.

Ob all das reichen wird, um in so kurzer Zeit einen so radikalen Anstieg der Geburtenrate zu schaffen, muss sich erst zeigen. In den letzten acht Jahren stieg die Geburtenrate eher bei den ärmeren Bevölkerungsschichten als beim Mittelstand. Ein Indikator schürt Zuversicht: Sowohl Frauen als auch Männer wünschen sich mehr Kinder, als sie tatsächlich haben. Das bedeutet, dass eine Verbesserung der Lebensumstände Räume für eine kinderfreundlichere Gesellschaft öffnen könnte. Jedenfalls wird sich Orbán in den nächsten Jahren an der Geburtenrate messen lassen müssen. ○





*Gendarmen witterten Sittenzerfall: «Nu couché (sur la côté gauche)» von Grossmeister Modigliani.*





## Ikone der Woche

# Religiöse Wollust

Von Rolf Hürzeler

**T**yp wohlgeformt und sehr erotisch: Wer dieses Bild sieht, kann politisch nicht korrekt bleiben. Das 1917 entstandene Gemälde «Nu couché (sur le côté gauche)» des italienischen Künstlers Amedeo Modigliani steht mit einem Schätzpreis von rund 150 Millionen Franken auf der Versteigerungsliste des Auktionshauses Sotheby's und soll Mitte Monat unter den Hammer kommen. Wer immer das Geld hinblättert, er wird es nicht bereuen. Mit diesem Akt im Wohnzimmer lässt sich leben. Sofern das Werk nicht in ein Museum kommt. Die meisten der 22 Akte von Modigliani hängen in öffentlichen Galerien.

Amedeo Modigliani kam in einer angesehenen jüdischen Familie zur Welt. Der Junge war schwach und erkrankte früh an Typhus, mit vierzehn soll er in einem Fiebertraum die Berufung zum Künstler gehabt haben. Genau solche Geschichten tragen zur späteren Mythosbildung bei, die den Marktwert seiner Bilder bis heute in die Höhe treibt.

Modigliani wusste, wo die Post abging – in Paris. Er fand im Quartier Montparnasse das Milieu, das er suchte: die künstlerische Avantgarde mit Picasso & Co. Dazu gehörten

---

### Sein Galerist erkannte sein Talent für das Genre und bezahlte die Models.

---

der weissrussische Künstler Chaim Soutine und der Franzose Maurice Utrillo, mit denen Modigliani die luschen Seiten des Pariser Lebens kennenlernte. Diese Touren waren jeweils mit fröhlicher Zecherei verbunden – was seiner ohnehin angeschlagenen Gesundheit wenig zuträglich war. Er konnte die Streifzüge auch nicht als Recherchen rechtfertigen: Er gabelte seine Modelle nicht in den Kneipen auf; im Gegensatz zu manchen Künstlern malte er auch seine Freundinnen nicht ohne Kleider.

Sein Galerist Leopold Zborowski erkannte vielmehr sein Talent für das Genre und bezahlte die Models. Unglücklicherweise bedachte er die Konsequenzen zu wenig: Die erste Ausstellung mit den Nackten fand in einer Galerie gegenüber einer Polizeistation statt. Die Gendarmen erkannten das Genie hinter den Akten nicht und witterten vielmehr Sittenzerfall. Sie liessen den Laden umgehend schliessen. Umso mehr hält die Kunstkritik Modigliani bis heute in Ehren: «Er war ein religiöser Maler», schrieb der britische Experte Jonathan Jones, «seine Religion war die Wollust.»



## Seine Jeans sind nationales Kulturgut

Wenn eine Schweizer Band den Sound der 68er eingefangen hat, dann Les Sauterelles. Frontmann Toni Vescoli sieht die Bewegung verzerrt dargestellt: Die Studenten und Intellektuellen, die sich als Vorreiter rühmen, hätten mit den Rockern und Halbstarken nichts am Hut gehabt. *Von Rico Bandle und Herbert Zimmermann (Bild)*



«Man rief mir ständig wüste Sachen nach»: Musikpionier Vescoli, 75.

13. Juli 1968, die Zürcher Jugendbewegung hatte sich im Volkshaus zu ihrer ersten «Vollversammlung» zusammengefunden. Man wollte über die zurückliegenden Globus-Krawalle sprechen, über das geforderte autonome Jugendzentrum, über die Weltrevolution. Les Sauterelles spielten einige Lieder, bevor die Diskussion losging. Die damals erfolgreichste Band der Schweiz war einer Einladung der Revolutionären Jugend gefolgt, obschon sie mit der Szene nichts am Hut hatte. Aber sie fand deren Forderungen durchaus unterstützungswürdig.

Nach ihrem Auftritt folgte allerdings die grosse Ernüchterung: Vorwiegend gutsituierte Jugendliche spielten Klassenkampf, lieferten sich einen weltfremden, nicht enden wollenden Redemarathon. Tiefpunkt war, als Pfarrer Ernst Sieber das Wort ergriff. Der noch wenig bekannte Seelsorger kümmerte sich schon damals um Randständige, setzte sich für Aussenseiter ein, zum Beispiel für die Motorradgang Hells Angels. Doch Sieber wurde von der Masse ausgebuht und niedergeschrien. Man liess ihn nicht reden, weil er Pfarrer war – und damit Teil des Establishments.

«Diese Intoleranz hat mich bestürzt», sagt Toni Vescoli, Gründer und Frontmann der Sauterelles, der Schweizer 68er Band schlechthin. Les Sauterelles spielten 1967 als letzte Vorband beim legendären Rolling-Stones-Konzert im Hallenstadion, als das aufgedrehte Publikum das gesamte Mobiliar zertrümmerte. Das Konzert gilt heute als Startpunkt der Schweizer 68er Unruhen. 1968 belegten Les Sauterelles mit «Heavenly Club» als erste Schweizer Band Platz eins der Schweizer Hitparade. Sechs Wochen blieben sie an der Spitze, vor internationalen Top-Stars wie Simon & Garfunkel («Mrs Robinson»), Tom Jones («Delilah») und den Rolling Stones («Jumpin' Jack Flash»).

Toni Vescoli empfängt mich in seiner Wohnung in Wald, Zürcher Oberland. Seine langen grauen Haare sind zu einem Rossschwanz zusammengebunden. Der Liedermacher sieht mit 75 Jahren noch immer blendend aus, ist voller Energie, spielt weiterhin mit seiner Gitarre fast jede Woche vor Publikum. Vescoli ist ein grosser Geschichtenerzähler; es reicht ein Stichwort, und schon beginnt er mit seiner warmen Stimme zu erzählen. So auch, wenn es um die 68er geht. Einmal habe er ein Wortgefecht mit André Chanson gehabt, einem der Wortführer der Globus-Krawalle. «Ich habe ihm gesagt: <Du bist bloss Kommunist geworden, weil du die Hoffnung aufgegeben hast, Kapitalist zu werden!>» Chanson kam 1972 wegen Verdachts auf Verbindungen zur RAF in Untersuchungshaft, dann setzte er sich nach Chile ab. Jahre später distanzierte er sich von der linken Ideologie: Die Búezer und Lehrlin-

ge seien damals von den Studenten ausgenützt worden. Damit tönte er plötzlich ganz ähnlich wie Toni Vescoli.

### Stolzer Halbstarker

Offensichtlich bestand eine tiefe Kluft zwischen den Studenten mit ihren marxistischen Ideen und den Rebellen aus der Arbeiterschicht, also den Rockern, Halbstarcken, Aussenseitern. Wobei von Kluft zu reden schon fast eine Untertreibung ist. «Es waren zwei komplett verschiedene Welten», sagt Vescoli. Er zählt sich selbst zu den Halbstarcken. «Ich habe den Begriff immer positiv verstanden: Man ist nicht mehr Kind, aber noch nicht erwachsen. Bei allen Problemen, die man da hat, ist das doch die aufregendste Zeit des Lebens!» Vescoli wuchs in Küsnacht am Zürichsee auf. Es war eine Zeit, da die Schüler auch im Winter



«Swiss Beatles»: Les Sauterelles mit Vescoli (2.v.l.), 1969.

mit kurzen Hosen und Wollstrümpfen in die Schule gehen mussten. «Wer sich dem widersetzte, wurde vom Lehrer nach Hause geschickt.» Das entscheidende Jahr des Aufbruchs war aus seiner Sicht nicht 1968, sondern 1958: «Es kamen der Rock'n'Roll mit Elvis, die Bluejeans, ein neues Lebensgefühl.» Um daran

### Ernst Sieber wurde von der Masse niedergeschrien. Man liess ihn nicht reden, weil er Pfarrer war.

teilzuhaben, bastelte sich Sekundarschüler Toni ein Radiogerät, das Radio Luxemburg und den US-Armeesender AFN empfing. Endlich konnte er die Musik hören, die ihm das biedere Radio Beromünster vorenthielt!

An den Sound und die Mode zu kommen, war gar nicht so einfach. «Die Schweiz hinkte mehrere Jahre hinterher, man kriegte die Sachen nirgends», sagt er. Wann immer möglich ging er ins Café «Schwarzer Ring» im Zürcher Niederdorf: Dort stand die aktuellste Jukebox der Stadt. Und dort entdeckte er eine Band, die sein Verständnis für Musik verändern sollte: The Shadows, die mit einem neuartigen Inst-

strumentalrock Furore machten. Was der Hochbauzeichner-Lehrling damals noch nicht ahnen konnte: Er wird Jahre später selber ein Konzert mit der Band haben. 1965 traten Les Sauterelles als Vorband von Cliff Richard & The Shadows im Hallenstadion auf. Bloss: Zu jenem Zeitpunkt hatte sich seine 1962 gegründete Band bereits vom gitarrenlastigen Shadows-Sound abgewandt.

Eine andere Combo versetzte nun die Welt in Ekstase: die Beatles. Auch Les Sauterelles eiferten den Briten mit ihren Pilzköpfen nach – und wurden an den Konzerten als «Swiss Beatles» angekündigt. Zwar hatten sie nur wenige Beatles-Songs im Repertoire, doch dadurch fielen sie auf, sogar ihren Idolen aus Liverpool. 1964 erhielt die Band während eines Gastspiels in St. Moritz eine Postkarte zugestellt, adressiert an die «Swiss Beatles». Darauf stand: «Kind regards from the real <Beatles>», unterzeichnet von Ringo, George, Paul und John. Die Karte hängt heute an einem Ehrenplatz neben anderen Devotionalien von Superstars im Gang in Vescolis Wohnung.

Toni Vescoli hatte einen sehr strengen Vater. Dieser versuchte seinem Sohn die Musikerträume auszureden. Der Junge konnte seine Jeans bloss heimlich tragen, wenn der Vater ausser Haus war. Heute gehört Vescolis vernietete Jeans-Kluft vom Ende der fünfziger Jahre zum nationalen Kulturgut: Das Schweizer Landesmuseum hat sie in seine Sammlung aufgenommen.

Damals hingegen wurden die Halbstarcken mit ihren langen Haaren auf der Strasse beschimpft. «Man rief mir ständig wüste Sachen nach, ein paar Mal hat man mich bespuckt, einmal sogar verprügelt. In vielen Restaurants wurden wir nicht bedient», erzählt Vescoli. Waren solche Reaktionen nicht gerade das, was den Reiz ausmachte? «Wahrscheinlich ist das so. Ich habe mir auch schon überlegt, ob aus mir dasselbe geworden wäre, wenn ich nicht einen so strengen Vater gehabt hätte.» Auch Vescolis Schwester rebellierte gegen die Eltern, allerdings auf andere Weise: Sie war eine international gefragte Erotik-Tänzerin – und kurzzeitig auch Sängerin bei Les Sauterelles.

Politik allerdings spielte für Vescoli und seine Mitstreiter keine grosse Rolle. Natürlich, die Ermordung von John F. Kennedy 1963 bewegte sie durchaus, auch der Vietnamkrieg. «Wir hatten aber wenig Zeit, uns damit zu beschäftigen. Wir traten jeden Abend auf, nur so konnten wir uns als Profiband über Wasser halten.»

Zur studentischen 68er Bewegung gab es kaum Berührungspunkte. Der Grossteil der Intellektuellen, die Marx lasen und vom Kommunismus schwärmten, konnte mit dem Sound der Sauterelles ohnehin nicht viel anfangen. Zu profan war er ihnen. Wie bei vielen



anderen Bands waren auch Vescoli und seine Kumpane Autodidakten. Noten lesen konnten sie nicht. «Wir mussten uns alles selbst beibringen, diese Art Musik konnte man nirgends lernen», sagt er. Sie hörten sich die Platten der Vorbilder an, probierten dann auf den Instrumenten so lang, bis es ähnlich tönte. Viele Gebildete taten dies als Dilettantismus ab.

Wer etwas auf sich hielt, war dem Jazz zugehört. Überhaupt gab es eine starke Rivalität zwischen Jazzern und Rockern: Für die Jazzler mit ihrem musikalischen Anspruch war es schwer auszuhalten, dass die mit ein paar simplen Akkorden spielenden Rocker plötzlich viel mehr Zuspruch erhielten als sie.

### Randale begann an ihrem Konzert

Les Sauterelles waren in den 60er Jahren zwar eine Band unter vielen in der Schweiz, aber die erfolgreichste – und die erste und lange Zeit die einzige, bei der die Musiker als Profis spielten. Die später populären Berner Rocker waren noch nirgends. Oder fast nirgends. 1964 spielte bei einem Sauterelles-Konzert in Glattbrugg als Vorband eine Berner Combo Namens Jetmen. Am Schlagzeug sass ein gewisser Polo Hofer. «Polo hat mir davon Jahre später erzählt, ich hatte ihn damals nicht wahrgenommen», sagt Vescoli. Mundartrock gab es in den 60er Jahren noch nicht, die Bands spielten vorwiegend englischsprachige Cover-Songs. «Wir hatten zwar auch eigene Lieder, die Veranstalter und das Publikum bevorzugten aber bekannte Stücke von internationalen Bands.»

Das Rolling-Stones-Konzert vom 14. April 1967 im Hallenstadion gehört zu den Höhepunkten der Bandgeschichte. Vescoli konnte kurz in die Garderobe der Stones gehen und mit den Musikern sprechen. Die Autogramme von Mick Jagger und Co. hängen heute an derselben Wand wie die Postkarte der Beatles. «Schon während wir spielten, fing die Randale an», er-

innert sich Vescoli. Es sei ein starkes Konzert gewesen. Doch kaum waren sie fertig, wurden sie angewiesen, die Instrumente zusammenzupacken und das Hallenstadion zu verlassen. «Wir haben die Stones auf der Bühne gekreuzt, konnten das Konzert aber nicht mehr sehen.» Den Grund für die Order erkannten sie erst, als sie draussen waren: Überall standen Polizisten und Wasserwerfer, nach Ende des Konzerts wegzufahren, wäre wohl unmöglich gewesen.

### Wildes Sexleben?

Vescoli ist seit 52 Jahren mit Ruthli verheiratet, «sehr glücklich», wie er sagt. Viele der Geschichten, die heute über das wilde Sexleben und über die Drogenexzesse der 68er erzählt würden, hält er für übertrieben. Das habe es zwar alles gegeben, aber nicht in stärkerem Ausmass als in anderen Milieus und in anderen Zeiten.

Er hat Ruthli, seine grosse Liebe, bei einem Konzert kennengelernt. Sie drückte ihm einen Zettel mit ihrer Nummer in die Hand. Als sie sich am Türlerseer trafen, erschien sie zu seiner Enttäuschung mit ihrem Freund und ihren zwei Kindern. Die beiden kamen trotzdem zusammen. Eines Morgens wurden die beiden zu Hause von der Polizei überrascht und abgeführt, weil sie verbotenerweise im Konkubinat lebten. Also beschlossen sie 1966, zu heiraten, obschon dies nicht in Mode war – und haben es nie bereut.

Einige Geschichten, die wohl symptomatisch sind für jene Zeit, kann man in Vescolis Autobiografie «Mache, wasi will» nachlesen. Beson-

ders rührend: 1968 drückte ein drogenabhängiges Pärchen Ruthli ein schreiendes Baby in den Arm, bloss in Zeitungspapier eingewickelt. Drei Monate später holten es die Eltern wieder ab. Die Vescolis hätten es am liebsten behalten, so sehr hatten sie es ins Herz geschlossen.

Immer mal wieder halfen sie Hippie-Freunden, die ihre Kommunen im Streit verlassen hatten und auf der Strasse standen. Allerdings machten sie dabei nicht nur gute Erfahrungen. «Wir wurden oft ausgenutzt, viele Anhänger der gemeinschaftlichen Lebensform wollten nur nehmen, nichts geben», erzählt Vescoli.

### Der grösste Hit

Im Jahr 1968 kam das Les-Sauterelles-Album «View to Heaven» heraus, eine Platte, die wie keine andere aus der Schweiz das damalige Lebensgefühl transportierte: psychedelischer Pop voller Experimente, mit Streichern, einer Hammondorgel, sogar ein Kinderchor kam zum Einsatz. «Der Blick hatte uns die Produktion bezahlt, daher konnten wir im besten Tonstudio weit und breit auf einem Achtspur-Recorder die Songs aufnehmen.» Unter den Songs war auch «Heavenly Club», der bis dahin erfolgreichste Schweizer Popsong, der sogar von Radio Luxemburg auf und ab gespielt wurde.

Eigentlich wären nun die Voraussetzungen für eine internationale Karriere da gewesen. Eine wichtige Plattenfirma hatte bereits eine grosse Deutschlandtournee aufgegleist, doch scheiterte sie an internen Querelen. Schon immer war die Band durch ständige Wechsel geprägt gewesen, vielen Mitgliedern war das Profimusiker-Dasein mit 300 Konzerten pro Jahr nach kurzer Zeit zu viel geworden. Als 1968 auch Drummer Düde Dürst die Band verliess, war das Ende der Sauterelles nicht mehr aufzuhalten. 1970 wurde die Auflösung auch formell vollzogen.

Ab 1970 widmete sich Toni Vescoli hauptsächlich seiner Solokarriere. 1971 schrieb er mit «Wilhelm Tell» seinen ersten Mundartsong. War das die Geburtsstunde des Schweizer Mundartrocks? Oder waren die Berner Hanery Amman und Polo Hofer noch etwas früher? Erneut beginnt Toni Vescoli zu erzählen. Viel zu erzählen. Und wieder ist es hochspannend. Doch dies ist eine andere Geschichte.



Ruth und Toni Vescoli mit Natalie, 1968.

### Sie wurden zu Hause von der Polizei abgeführt, weil sie im Konkubinat lebten.



Voller Energie: die wiedervereinigten Sauterelles, 2012, in Zürich.

Pius Knüsel im Gespräch mit Toni Vescoli über die Musik der 68er: Volkshochschule Zürich, 17. Mai (Veranstaltungsort: Hauptgebäude der Universität Zürich)

# Befreiung der Roboter

Bekannt wurde sie als Sängerin, die stets in der Maske eines Androiden auftrat. Jetzt legt Janelle Monáe ihre Scheu ab.

Von *Beatrice Schlag*

Zum Erscheinen ihres Albums «Dirty Computer» am vergangenen Freitag kam sie auf das Cover von zwei Spitzenblättern: Sowohl die Musikzeitschrift *Rolling Stone* als auch das *New York Times Magazine* widmeten der Sängerin Janelle Monáe ihre Titelstory. Es waren Jubelgeschichten. Wer die Videos zu den vorab publizierten Songs «Pynk», «Make Me Feel» und «Django Jane» anklickt, weiss, warum. Was man sieht, ist so umwerfend wie das, was man hört.

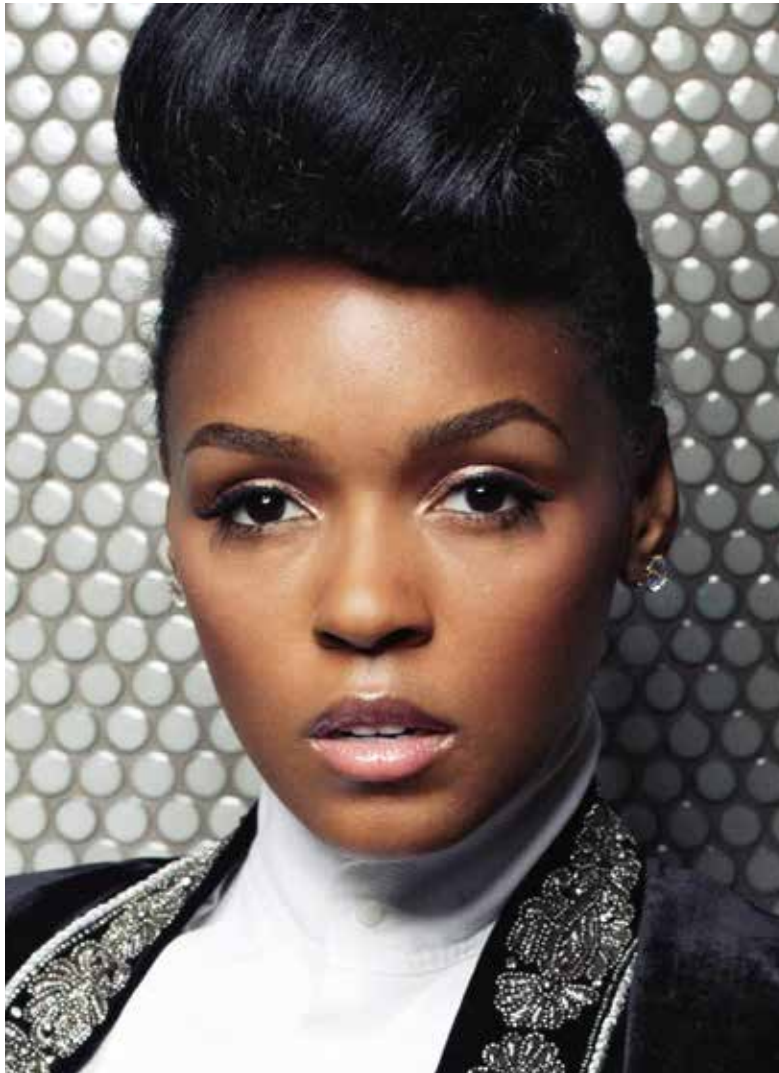
Viele ihrer Fans hatten befürchtet, dass die 32-Jährige möglicherweise gar keine Musik mehr machen würde. Ihr letztes Album erschien vor fünf Jahren, und seit ihren Filmauftritten in den vergangenen beiden Jahren gilt sie als gesuchte Schauspielerin. In «Moonlight» spielte sie ihre erste Hauptrolle; der Film wurde 2017 mit einem Oscar ausgezeichnet. Und «Hidden Figures», ein Film über die weithin unbekannt Rolle von schwarzen Wissenschaftlerinnen im Nasa-Weltraumprogramm, wurde unverhofft zum Blockbuster.

## Heftige Selbstzweifel

Dass die als Perfektionistin bekannte Künstlerin, die auch CEO ihres eigenen Musiklabels Wondaland Records ist, auf der Bühne mit heftigen Selbstzweifeln ringt, war in der Branche seit Jahren bekannt. «Ich hatte Angst vor den Urteilen anderer», sagte sie dem Magazin *Rolling Stone*. «Ich erkannte, dass man von jemandem, der seinen Weg im Musikbusiness machen will, einen gewissen Look erwartet. Und ich hatte von mir nicht das Gefühl, wie das Stereotyp der schwarzen Künstlerin auszusehen.»

Also kreierte sie für sich die Figur der Cindi Mayweather, so wie David Bowie einst Ziggy Stardust erfand. Mit dem Unterschied, dass Cindi kein kaputter Rockstar ist, der sich für einen bisexuellen Botschafter der Aliens hält, sondern ein Android, ein revolutionärer Roboter, der sich in einen Menschen verliebt, was mit der Demontage des Androiden bestraft wird. Cindi beschliesst, die Roboter zu befrei-

en. Anders als Bowie hielt Janelle Monáe an dem Image nicht nur auf ihrer ersten EP, «Metropolis», fest, die sie mit 21 veröffentlichte, sondern auch auf ihren beiden folgenden Alben «The Archandroid» (2010) und «The Electric Lady» (2013). Cindis androgynem Look blieb die junge Sängerin auch abseits der Bühne treu.



«Dein Pech, wenn du es nicht tust»: Aufsteigerin Monáe.

Fragen zu den sogleich kursierenden Gerüchten, gemäss denen sie lesbisch sei, beantwortete sie stoisch mit dem Satz, sie verabrede sich «ausschliesslich mit Androiden». Sie wollte kein Sexobjekt und kein Klatschfutter werden.

Ihr musikalisches Talent stand ausser Zweifel. Fünf Mal wurde sie bereits für einen Grammy nominiert. Musik-Mogul Sean Combs, auch Puffy genannt, kontaktierte sie sofort nach Erscheinen von «Metropolis». Sie antwortete, sie sei interessiert, wenn er ihren

Stil und ihre Musik nicht ändern würde. Er sagte der *New York Times*: «Es war das gleiche Gefühl, das ich hatte, als ich Biggie und Mary J. Blige zum ersten Mal hörte. Ich wollte helfen, dass die Welt diese Künstlerin kennenlernt.» Sie arbeiten bis heute zusammen.

## Prince war begeistert

Die Liste der Musiker, die an der Produktion ihres neuen Albums «Dirty Computer» mit beteiligt waren, spricht für sich: Prince, Brian Wilson, Pharrell Williams, Grimes. Die meisten Sänger würden jubeln, wenn sie auch nur einen dieser Superstars für eine Mitarbeit gewinnen könnten. Der Tod von Prince, sagt die Sängerin, sei der Grund gewesen, warum es mit dem neuen Album so lang gedauert habe.

Ausserdem habe sie sich nicht länger hinter Cindi Mayweather verstecken wollen, die für sie eine Art Rüstung gewesen sei, um sich zu schützen. Prince war begeistert von den neuen Songs und wurde ihr wichtigster Berater für «Dirty Computer». Als er vor zwei Jahren starb, stockte ihre Arbeit. «Es ist sehr schwierig, wenn du deinen Mentor mitten auf einer Reise verlierst.»

Mit «Dirty Computer» – ihrer Hymne auf eine Sexualität, die sich keinen Definitionen unterordnet – outet sich die aus Kansas City stammende Tochter einer Putzfrau und eines jahrelang drogensüchtigen Postangestellten öffentlich als «pansexuell» – ein Begriff, der auch Transsexuelle, Intersexuelle und die sexuell Unschlüssigen einschliesst. Im Gespräch mit *Rolling Stone* erklärt sie, sie habe sich immer für bisexuell gehalten, aber seit sie über Pansexualität gelesen habe, sei sie offen, mehr darüber zu erfahren, wer und was sie sei. Im Song «I Got the Juice» singt sie: «Go on girl, gebrauche diese Sauce. Dein Pech, wenn du es nicht tust.»

««Dirty Computer» ist ein Meilenstein, nicht nur als Kunstwerk», schreibt der *Independent*, «das Album zelebriert Anders-

artigkeit, Frauenpower und Selbstwert. Es ist Monáes Geschenk an Teenager, Männer und Frauen, die ausgeschlossen werden, und an alle, die Angst vor Abweichungen haben, aber lernfähig genug sind.» Die *Times* fasste ihre Begeisterung knapper: «Janelle Monáe fordert Geschlecht, Rasse und Genre heraus. Ist sie so gut wie Prince? Darauf können Sie wetten!»

Janelle Monáe:

Dirty Computer. CD. Wondaland. Fr. 20.90



## «Wir sind die Kirche der Martyrer»

Islamistische Terroristen enthaupteten 21 Kopten und filmten die Hinrichtung. Der Autor Martin Mosebach machte sich auf in die ägyptische Heimat der getöteten Christen und fand eine stolze Urkirche, die zum Vorbild Europas werden könnte. *Von Peter Keller*

Für jeden Getöteten ein Kapitel. Da ist Gaber, von dem sie später sagen werden, sein Herz sei «einfach und rein» gewesen. Oder Sameh, der Almosen gab, «obwohl er selber arm war». Und Malak, der mit einer Bibel auf der Brust schlief und sich streng an alle Fastengebote hielt. Im Februar 2015 tötete die islamistische Terrororganisation Isis 21 ägyptische Wanderarbeiter. Deren einziges Vergehen: Sie waren Kopten, wie die Christen in Ägypten heissen, und sie hielten an ihrem Glauben fest, obwohl die Schlächter sie aufforderten, ihrer Religion abzuschwören.

Die Hinrichtung war sorgfältig geplant. Davon zeugt das Video, das die Isis-Leute anfertigten und mit der ihren eigenen Mischung aus Täterstolz und Lust am Grauen ins Netz stellten. Man hört zunächst das Rauschen des Meeres. Der Himmel über dem Sandstrand unweit der libyschen Hafenstadt Sirte ist bewölkt. Dann erscheint der erste Mann mit gebeugtem Kopf im Bild, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Er und seine Glaubensbrüder tragen leuchtend orangefarbene Overalls, ihre Begleiter sind ganz in Schwarz gekleidet und verummmt bis auf einen schmalen Augenschlitz. Die Kopten müssen sich hinknien, eine Kamera wird auf jedem einzelnen Gesicht verweilen, als ob diese von einem Chirurgen vermessen werden müssten.

Der Anführer richtet das Wort an die Zuschauer, seine Rede beginnt mit dem Lob des «starken, mächtigen und zu allen Völkern barmherzigen Gottes». Dann folgt eine Anklage, dass die Christen einen einzigen grossen Krieg gegen den Islam geführt hätten. Der Redner wendet sich gegen «Rom», gegen die «Nation des Kreuzes», die Amerikaner: Sie hätten den Körper des Osama Bin Laden ins Meer geworfen, «und genauso wird das Meer jetzt euer Blut aufnehmen».

### Kühler Empfang beim Bischof

«Euer Blut» ist das Blut dieser 21 koptischen Geiseln. «In einer einzigen Bewegung werfen die schwarzen Männer die Gefesselten nach vorn, mit den Gesichtern in den Sand. Sie sind nun über ihnen, knien auf den Körpern, greifen ihnen ins Haar, ziehen die Köpfe hinauf und setzen ihnen die Messer [...] an die Kehle.» Kein Schrei, nur ein Gewirr leiser Stimmen ist zu vernehmen: «Jarap Jesoa! – Herr Jesus!» Der diese Szene beschreibt, ist Martin Mosebach, und es wird das einzige (nicht das erste) Kapitel seines Buches sein, in dem von den



*Gott möge den Mördern vergeben:* Darstellung der Hinrichtung von 21 Kopten.

Tätern die Rede ist. «Es genügte mir, sie in dem Dunkel zu lassen, das sie selbst für sich angestrebt haben.»

Der Autor will auch nicht die Rolle des Islam ergründen, inwiefern die Religion des Propheten Mohammed das Zusammenleben mit Gläubigen anderer Religionen erschwere. «Eine Reise ins Land der koptischen Martyrer» heisst das Buch im Untertitel, und was Mosebach antrieb, war das Leben der Ermordeten, allesamt einfache Menschen, von denen manche kaum lesen oder schreiben konnten. Den bekennenden Katholiken Mosebach interessiert die Selbstverständlichkeit, mit der diese koptischen Kleinbauern und Wanderarbeiter ihr Glaubenszeugnis – nichts anderes bedeutet das Wort «Martyrium» – offenbar ablegten.

So macht sich Mosebach 2017 auf nach Oberägypten, in die Heimat dieser Männer, und wird bald erleben, wie sein literarisches Projekt auf eine Wirklichkeit stösst, die wenig zu tun hat mit der westlich geprägten Vorstellung von dieser Welt. Was ihn zuerst überrascht, ist die bauliche Präsenz der Kopten. Überall im Land entstehen neue grosse Kirchen, Klosterbauten, auch Spitäler und Schu-

len. In El-Or, wo die Mehrheit der «Martyrer» zu Hause war, sieht er bei der Anfahrt «etwas Riesenhaftes, Rundes, Weisses» aus der Häuseransammlung am Horizont ragen: die von General as-Sisi in Auftrag gegebene und mit öffentlichen Geldern errichtete Wallfahrtskirche. Schon zwei Wochen nach ihrer Ermordung wurden die Getöteten durch das Oberhaupt der Kopten heiliggesprochen. Hier ist kein Wegducken erkennbar, dafür wird ein erstes Paradox sichtbar: Diese Minderheit im muslim-



«Jarap Jesoa!»: Sankt-Samuel-Kloster bei Minja.

misch dominierten Ägypten, die es vermeintlich so viel schwerer hat als ihre katholischen und reformierten Glaubensgenossen im Westen, erscheint jedoch um einige vitaler und selbstgewisser.

Auch die Begegnung mit dem örtlichen Bischof gerät zu einer ungeplanten Kollision. Der wohlmeinende Westler wird kühl, mit einem kaum verstellten Gefühl der Überlegenheit empfangen.

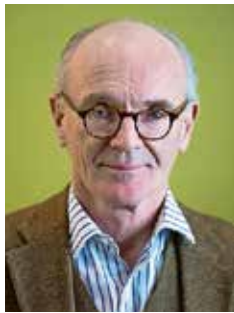
Warum er denn die Hinterbliebenen treffen wolle, zu viel solle sich der Schriftsteller aus Deutschland davon nicht versprechen. «Sie sind alle gleich», fährt der Bischof fort, «Sie können jede beliebige koptische Familie besuchen, und Sie werden überall die gleiche Einstellung zur Kirche, die gleiche Stärke des Glaubens und die gleiche Bereitschaft zum Martyrium finden. Dies hier ist keine westliche Kirche in einer westlichen Gesellschaft. Wir sind die Kirche der Martyrer.»

### Abgrenzung von der Papstkirche

Damit beginnt die eigentliche Reise des Reporters Mosebach: Sie führt ihn weniger zu den Schauplätzen und Personen dieses terroristischen Aktes als zu den Ursprüngen des Christentums und zu einer Kirche, die seit ihrer Entstehung eine Religion der Verfolgten, der Armen und Unterdrückten geblieben ist. Damit hat sie den Geist der Evangelien und der ersten Gemeinden viel mehr bewahrt als die europäischen Kirchen, die in Rom und in Byzanz zu mächtigen Staatsreligionen wurden. Theologische Differenzen führten die Kopten schon früh zu einer Abgrenzung von der Papstkirche und später von den oströmischen Kaisern, was zu einer innerchristlichen Unterdrückung führte. Mit der Eroberung Nordafrikas durch die Araber werden die Kopten (ursprüngliche Bezeichnung für «Ägypter») zur Minderheit im eigenen Land: ethnisch und religiös.

Die islamisch-arabische Herrschaft dauert an bis heute, und sie hat die Kopten in eine Art kollektives Dauermartyrium gedrängt. Christsein in Ägypten bedeutet alltägliche Benachteiligung, Zurücksetzung, nicht selten auch Verfolgung bis hin zur Ermordung. Gleichwohl trifft Mosebach bei all seinen Besuchen keine zitternde Schar Gläubiger an: «Ich betrat kein Trauerhaus, Beileids- und Mitleidsbekundungen waren fehl am Platz.» Die Bewohner schienen auf eine andere Ebene gehoben, freuten sich darüber, dass sie jetzt einen Martyrer im Himmel haben.

Mit dem Hinrichtungsvideo gehen die Angehörigen völlig unbefangen um. Es finden sogar Vorführungen statt, wo selbst die Tötung, die sonst auf den meisten Internetversionen herausgeschnitten wurde, gemeinsam angeschaut wird; und der Besucher fragt sich, was



Autor Mosebach.

wohl die Mörder darüber denken würden, dass aus dem Versuch, schrankenlosen Terror zu erzeugen, etwas ganz anderes wurde.

Mosebach erkennt, dass für die koptischen Christen alles, was geschieht, als Spiegel, Erfüllung, Wiederholung biblischer Vorgänge erscheint. Sie sehen sich als geistige Abkömmlinge des Evangelisten Markus, der in Ägypten missioniert haben soll und dort

als Martyrer verstarb. Auch Menas, ihr Nationalheiliger, musste sterben, weil er sich öffentlich zum Christentum bekannte.

Mit der Schweiz verbunden ist die Thebäische Legion, die sich in Saint-Maurice VS weigerte, gegen ihre Glaubensbrüder zu kämpfen, und dafür hingerichtet wurde. Die Soldaten stammten aus dem oströmischen Teil des Reiches, dem heutigen Ägypten. «Wir sind die Kirche der Martyrer.» Umgekehrt hörte Mosebach bei den vielen Gesprächen nicht ein einziges Mal die Forderung nach Vergeltung oder Rache oder wenigstens nach einer Bestrafung der Mörder. Die Mutter des getöteten Ezzat meinte in einem Fernsehinterview nur, Gott möge den Mördern vergeben.

### Abstieg des europäischen Christentums

Die Reportage wendet sich im Verlaufe des Buches in eine stille Betrachtung. Mosebach gelingt es, Sympathien gegenüber diesen standhaften Menschen zu wecken, ohne dabei ins Kitschige abzugleiten. Auch in der Bewunderung bleibt er analytisch. Das Christentum sei kein Mythos, «sondern beruft sich auf Ereignisse, die in der Geschichte stattgefunden haben». Nirgendwo sei es so gut möglich, immer wieder neu den Blick auf seine Anfänge zu richten, wie bei den Kopten. Die Urkirche lebt in Ägypten weiter als eine bedrängte Minderheit wie damals.

In Europa erleben die Christen gerade einen beispiellosen Abstieg gegenüber einer neuen vorherrschenden Zivilreligion, die einen gläubigen Katholiken, der an der Ehe zwischen Mann und Frau festhält, zum Freiwilligen erklärt. Für Mosebach zeigen die Kopten, wie das Christentum überdauern kann, wenn der Staat nicht mehr duldend oder wohlwollend sei, sondern feindselig werde. «Sieht es nicht beinahe so aus, als sei der Weg der westlichen Kirche durch die Jahrhunderte ein riesenhafter, höchst ereignisreicher Umweg gewesen, der jetzt genau dort mündet, wo die koptische Kirche geduldig ausgehalten hat?»



Martin Mosebach:  
Die 21 – Eine Reise ins Land  
der koptischen Martyrer.  
Rowolth. 269 S.; Fr. 29.90

## Amerika

# Es ist Liebe

Donald Trump und Kanye West sind füreinander bestimmt.

Von Claudia Schumacher



«Drachenergie»: Trump (l.), Kanye West.

Was will man tun, wenn zwei zusammengehören wie Romeo und Julia, Ernie und Bert oder: Donald Trump und Kanye West. «Du musst nicht mit Trump einer Meinung sein, aber der Mob kann nicht verhindern, dass ich ihn liebe. Wir sind beide Drachenergie», twitterte West gewohnt manisch aus seinem Paralleluniversum. Er schickte er ein Foto seiner neuen Trump-Mütze hinterher, dazu unzählige Flammen-Emojis. Für das ungenierte Liebesgezwitscher feierte wiederum der Präsident den Rapper ab. Beobachter staunten. Dabei ist diese *bromance* doch das normalste von der Welt.

Komisch hingegen ist, dass all die anderen Rapper den Präsidenten nicht leiden können. Dabei sind sie sich gespenstisch ähnlich, die Rapper und der Trump. «Grab them by the pussy», klingt wie der Titel eines sommerlichen Rap-Hits. Und West verbindet mit Trump so viel mehr als die Freude an der Vulgärsprache. Hier Melania, dort Kim: Beide lieben überarbeitete Schönheiten. Und beide wissen eine Geschichte darüber zu erzählen, wie man sich Ärger mit Pornodarstellerinnen einhandelt. Sie beschimpfen mit Vorliebe jeden, den sie als Gegner identifizieren, mögen Loyalität, hassen Kritik an der eigenen Person, sind sich selbst der grösste Fan, schätzen eine Überdosis Aufmerksamkeit und twittern gerne frisch und frei aus dem Affekt heraus. Ihr Kleidungsstil wird oberhalb der unteren Mittelschicht von vielen als fragwürdig empfunden.

Wie heisst es so schön in der gemeinsamen Sprache? «A match made in heaven» – Drachenergie, eben.



# Schwule Giraffen, lesbische Makaken

Homosexualität im Tierreich wurde lange Zeit von der zoologischen Forschung negiert. Mittlerweile gilt solches Verhalten als Ausdruck natürlicher Vitalität und Üppigkeit. *Von Herbert Cerutti*

*Beschränkter Forscherblick:*  
Giraffen-Männchen beim  
Schmusen.



**E**in Makakenweibchen sitzt einem anderen Weibchen auf dem Schoss. Eng umschlungen reiben die beiden ihre Genitalien aneinander. Sie saugen sich an den Brustwarzen, schauen sich tief in die Augen, gurren, pfeifen, quieken. Zwei Giraffenbullen stehen Seite an Seite und reiben einander mit den Hälsen sanft den Körper. Dann zeigen sich Erektionen. Einer besteigt den anderen und kommt zum Orgasmus. Homosexuelles Verhalten ist bei Giraffen weitverbreitet; in einer afrikanischen Region machten die Besteigungen zwischen Männchen 94 Prozent aller sexuellen Akte aus. Und über 40 Prozent der Makakenweibchen pflegen gleichgeschlechtliche sexuelle Kontakte. Solche Weibchen unterhalten meist eine innige Paarbeziehung und helfen sich gegenseitig, falls ein Männchen die Zweisamkeit stören will.

Giraffen und Makaken sind keine Sonderfälle. Wie der amerikanische Biologe Bruce Bagemihl 1999 im Buch «Biological Exuberance» (biologische Üppigkeit) darlegte, ist Homosexualität in der wissenschaftlichen Literatur für 471 Spezies dokumentiert, darunter 167 Säugetierarten, 132 Vögel, 32 Amphibien und Reptilien, 15 Fische und 125 Insekten und andere Wirbellose. Ergänzt noch durch 19 Arten von Haustieren wie Rinder, Schafe, Schweine und Kaninchen, aber auch Pferde, Hunde und Katzen. In den meisten Fällen pflegen Tiere mit homosexuellem Verhalten jedoch auch heterosexuelle Kontakte. Dass beim Hausschaf fast zehn Prozent der Böcke trotz Verfügbarkeit von Weibchen ausschließlich Männchen besteigen, ist eher die Ausnahme.

Bagemihl ist überzeugt, dass seine Liste nur die Spitze des nonkonformen Eisberges ist. Denn von mancher Kreatur, die im tropischen Blätterwerk, in Erdhöhlen oder in der Tiefe der Ozeane lebt, weiss man über das sexuelle Leben noch nichts. In anderen Fällen sind sich Männchen und Weibchen äusserlich derart ähnlich, dass ein scheinbarer Fortpflanzungsakt auch eine homosexuelle Affäre gewesen sein mag. So beobachtete der Walforscher James Darling stundenlang die turbulente Werbung zweier Grauwale um ein Weibchen – und staunte nicht schlecht, als sich plötzlich drei erigierte Penisse über der Wasseroberfläche zeigten.

## Mutiges Museum

Eine Bresche für die öffentliche Wahrnehmung homosexuellen Verhaltens bei Tieren schlug 2006 das Museum für Naturgeschichte der Universität Oslo. Trotz Kritik aus pruden Kreisen lieferten die Norweger mit der Ausstellung «Against Nature?» einen umfassenden Blick auf die bisher verdrängte zoologische Variante. Die Schau wurde alsbald und nicht zuletzt bei ganzen Familien zum Publikumsrenner. Und während Bagemihl noch

von homosexuellen Beobachtungen bei knapp 500 Tierarten berichtet hatte, waren es an der Osloer Veranstaltung bereits 1500.

Was Bagemihl 1999 in langjähriger Detektivarbeit auf 750 kleingedruckten Buchseiten zusammentrug, öffnete nicht nur den Blick für eine ungeahnte Vielfalt an tierischem Verhalten, es zeigte auch in aller Deutlichkeit, wie scheinbar objektive wissenschaftliche Arbeit von Vorurteilen geprägt sein kann. Eine erste Beobachtung von gleichgeschlechtlichem Sex bei Vögeln machte vor über 200 Jahren der französische Naturforscher Georges-Louis Leclerc de Buffon. Bald schon gab es in der wissenschaftlichen Literatur zahllose weitere Referenzen. Mit wenigen Ausnahmen widerspiegeln diese Hinweise jedoch weit eher die moralischen Vorstellungen der Beobachter als das sachliche Geschehen im Tierreich.

### Moralische Keule

Da häuften sich Ausdrücke wie «seltsam», «unnatürlich», «abartig», «pervers», «bizarrr». Wo ein Bulle einen Geschlechtsgenossen bestieg, war von einem «homosexuellen Laster» die Rede; gleichgeschlechtliche Beziehungen bei Wasserläufern waren «sexueller Unsinn». Noch 1987 trug ein Artikel über homosexuelle Paarung bei marokkanischen Schmetterlingen den Titel: «Eine Bemerkung zu den sinkenden moralischen Werten bei Lepidoptera».

Wer seine Abneigung gegen das animalische Treiben nicht zugeben wollte, hat die Tatsachen irgendwie uminterpretiert. So wurde eine homosexuelle Kopulation bei Schwalben damit erklärt, dass das Männchen seinen Partner mit einem Weibchen verwechselt habe. Das lustvolle Liebesspiel zweier Zwergschimpansenweibchen (Bonobos) wurde als Begrüssungsritual oder Spannungsregulation klassifiziert. Und als sich zwei Orang-Utan-Männchen oral befriedigten, fand der Zoologe, da liege wohl eher ein ernährungsbedingtes denn ein sexuelles Interesse vor.

In sehr vielen Fällen aber wurde homosexuelles Verhalten bei Tieren von der forschenden Gilde einfach totgeschwiegen. War die Angelegenheit in der einzelnen Dissertation allenfalls noch erwähnt worden, so fiel die unpassende Tatsache im Lehrbuch und im Fachvortrag dann einfach unter den Tisch. Wie beschränkter Forscherblick zum wissenschaftlichen Slapstick verkommen kann, zeigte 1915 eine Studie an Königspinguinen im Zoo von Edinburg. Man hatte den Tieren gemäss ihrem Paarverhalten männliche und weibliche Namen gegeben. In den Folgejahren zeigten sich jedoch verwirrende Umgruppierungen zu «homosexuellen» Partner-



*Biologisch muss es keinen Sinn ergeben.*

schaften. Und dann legten plötzlich schwule Pinguine Eier. Immer wieder korrigierten die Biologen ihre Meinung, was Männchen und was Weibchen sei. Und als sieben Jahre später das Geschlecht der einzelnen Tiere endlich einwandfrei bestimmt werden konnte, sahen sich die blamierten Fachleute dazu veranlasst, Andrew in Ann, Bertha in Bertrand, Caroline in Charles und Eric in Erica umzutaufen. Wie gross das Durcheinander gewesen war, zeigt die Tatsache, dass das «Lesbenpaar» Bertha und Caroline sich schliesslich als die Homos Bertrand und Charles entpuppte.

### Erotik ohne Fortpflanzung

So amüsant solch anekdotische Fehlleistungen in der Beurteilung animalischen Verhaltens sein mögen, Homosexualität bei Tieren verdient hohes wissenschaftliches Interesse. Denn sie ist ein starkes Argument gegen das Dogma, animalische Sexualität stehe ausschliesslich im Dienste der Fortpflanzung – und nur die Krone der Schöpfung habe lustvollen Sex, losgelöst vom genetischen Diktat,

entdeckt. Die erotische Fantasie der Fauna ist überwältigend. Schwule Bonobos hängen sich mit den Armen an Äste und tragen mit dem erigierten Penis ein veritables Fechtturnier aus. Delfine kommen zur Sache, indem einer dem andern den Penis ins Blasloch auf der Schädeloberseite steckt oder seinem Freund als Vorspiel mit einer Kaskade starker Klicklaute das Geschlecht massiert. Und während Männchen bei den Aztekenmöwen einen Geschlechtsgenossen

überfallartig vergewaltigen, zeigen andere Tierarten ein höchst poetisches Repertoire: Da verknutscht ein Murmeltierweibchen als Vorspiel zärtlich das Ohr seiner Freundin; Schimpansenmännchen tauschen vor dem Akt Zungenküsse aus. Auch sozial ist alles möglich: von der lebenslangen und männerlosen lesbischen Beziehung zweier Füchsinnen bis zur Orgie von fünfzig Walrossbullen, die im seichten Wasser anal verkehren oder mit den Flossen masturbieren, um die Durststrecke bis



*Wissenschaftler Bagemihl.*

zum saisonalen Treffen mit den Weibchen zu überbrücken.

Wo bleibt der evolutionäre Nutzen?

Zoologen fragen bei jedem ungewöhnlichen Verhalten, inwieweit daraus für das genetische Weiterkommen des Individuums ein Vorteil erwachsen könnte. So müsste auch Homosexualität, obwohl sie nicht direkt zur Fortpflanzung führt, doch irgendeinen evolutionären Nutzen haben. Bei den Vögeln gibt es in der Tat homosexuelle Tiere, die ihren Verwandten bei der Aufzucht der Jungen und somit dem gemeinsamen Teil des familiären Erbguts helfen. Bei den Schwarzschwänen paaren sich etwa 13 Prozent der Männchen mit einem Kollegen. Das homosexuelle Paar stiehlt dann Eier bei fremden Weibchen, brütet und kümmert sich fürsorglich um die Jungen. Erstaunlicherweise ist der Bruterfolg der Homoehe statistisch markant grösser als bei heterosexuellen Paaren, was sich mit dem qualitativ besseren Revier der aggressiveren Männerwelt erklären lässt.

Homosexuelle Tiere sorgen zuweilen auch direkt für Nachwuchs. Silbermöwen leben in Kolonien mit Zehntausenden brütender Paare, wobei sich die beiden Geschlechter äusserlich kaum unterscheiden. Den Biologen fiel jedoch auf, dass in 10 bis 15 Prozent der Nester vier bis sechs Eier lagen anstatt der üblichen zwei bis drei. Analysen brachten es an den Tag: Die Nester mit doppeltem Inventar gehörten einem Lesbenpaar, jede der Partnerinnen steuerte ihre Eier bei. Erstaunlicherweise schlüpfen auch aus diesen Gelegen in etwa einem Drittel der Fälle Küken – einigen Lesben gelingt es offenbar, sich zwischendurch bei einem Männchen den nötigen Samen zu holen.

### Des Forschers kühner Schluss

Bagemihl erweitert die Diskussion auf jede Art sexuellen Verhaltens von Tieren und findet zahlreiche Beispiele, wo auch Heterosexualität keineswegs nur der Fortpflanzung dient. Das Löwenpärchen, das 1500-mal kopuliert, bis es zur Zeugung kommt, leidet wohl kaum unter mangelnder Fruchtbarkeit. Viele Tierarten begatten sich auch ausserhalb der Brutzeit, wenn eine Empfängnis gar nicht möglich ist. Und Bonobos, Orang-Utans, aber auch grosse Tümmler kennen eine Vielfalt von Stellungen, die sich durchaus mit dem Einfallsreichtum des Homo sapiens messen darf.

Bruce Bagemihl kommt schliesslich zum kühnen Schluss, für Homosexualität lasse sich ebenso wie für manche Formen von heterosexuellem Sex kein unmittelbarer biologischer Sinn finden – und den brauche es auch nicht. Solches Verhalten sei als Teil einer umfassenderen Sexualität vielmehr Ausdruck von Vitalität und natürlicher Üppigkeit, und es drücke wie die biologische Artenvielfalt das Unvorhersehbare und Überraschende im Naturgeschehen aus.





## Die Bibel

# Tröstet mein Volk!

Von Peter Ruch

**E**r tröstet uns in all unserer Bedrängnis, so dass auch wir andere in all ihrer Bedrängnis zu trösten vermögen, mit dem Trost, mit dem wir selbst von Gott getröstet werden (2. Korinther 1, 4). — Der Trost gehört zu den Kernaufgaben der Kirche. Im Johannesevangelium erscheint der Heilige Geist als Tröster. Auf Griechisch ist er der «Herbeirufener» und «Aufmunterer». Doch schon der zweite Jesaja, der gegen Ende des Exils wirkte, begann seine Botschaft mit den Worten: *Tröstet, tröstet mein Volk!, spricht euer Gott.* Verliert die Kirche an Rückhalt, so könnte das damit zusammenhängen, dass die Leute keinen Trost mehr benötigen. Oder dass die Kirche den treffenden Trost nicht zu geben vermag.

Im Alten Testament kommt der einschlägige Wortstamm *nicham* rund 120 Mal vor. Die Namen Menachem und Nachum hängen damit zusammen. Das Verb erscheint durchwegs in einer Intensivform, deren Grundbedeutung «umstimmen» sein dürfte. Dass einem etwas leidtut, geht auf das gleiche Grundwort zurück. Die ältesten Belege beziehen sich auf Menschen nach einem Todesfall oder sonst in Trauer. Der Trost vollzog sich oftmals durch festgelegte Riten, etwa eine gemeinsame Mahlzeit. Hier hat der Trostbecher seinen Ursprung.

Ein Beispiel dafür sind Hiobs Freunde nach der Katastrophenserie, die ihn getroffen hatte (Hiob 2, 11). Doch wahrer Trost ist mehr. Damit er zu Herzen geht, muss der Tröster für den zu tröstenden Menschen da sein. Das kann misslingen, so dass Hiob von «leidigen Tröstern» spricht (Hiob 16, 2). Unter Umständen geht der Trost mit praktischer Hilfe einher, doch wesentlich ist, dass ein Gemeinschaftsverhältnis (wieder) hergestellt wird. Wo Gott der Tröster ist, wirft er seinen Zorn beiseite und erneuert die Gnadengemeinschaft. Sich umzustimmen gehört zu seinen Wesensmerkmalen. Bei Jesus Christus ging der Trost bis zuäusserst, bis zu denen, die ihn gekreuzigt hatten. Einen Abganz davon bringen auch wir mit Zuwendung und Stimmungswechseln in die Welt. Das bereichert sowohl Geber als auch Empfänger.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Reine Gebä- und Sexsklavinnen: Desfred (Elisabeth Moss, M.) in «The Handmaid's Tale».

## Serien

# Zuchtvieh für den Bibelwahn

Die erste Staffel von «The Handmaid's Tale», nach Margaret Atwoods gefeiertem Roman, ist etwas vom Beklemmendsten und Aktuellsten seit langem. Ein Ereignis. Von Wolfram Knorr

**D**ie widerliche Vergewaltigung beruft sich auf Moses 30, 1–3: «Als Rahel sah, dass sie Jakob keine Kinder gebar, sagte sie zu Jakob: Gib mir Kinder, sonst sterbe ich. [...] Und Rahel sagte: Siehe, da ist meine Magd Bilhal, lege dich zu ihr, dass sie auf meinem Schoss gebäre und ich durch sie Kinder bekomme.» Nach diesem Muster werden sogenannte «Mägde» von radikalen Fundamentalisten, die in den USA eine Diktatur errichtet haben, missbraucht – für jene, die keine Kinder bekommen können.

Eine dieser «Mägde» ist Desfred (Elisabeth Moss), die eigentlich June heisst und mit Mann und Kind nicht rechtzeitig nach Kanada fliehen konnte. Unter der Gesinnungsethik-Knute wird sie zu den «traditionellen Werten» zurückterrorisiert. Mit Vieh-Elektrostäben, Amputationen, Hinrichtungen. Desfred (ihr neuer Name leitet sich vom Vornamen ihres «Herrn» ab) wurde dem Commander Fred Waterford (Joseph Fiennes) und seiner unfruchtbaren Frau Serena (Yvonne Strahovski) zugeteilt. Einmal im Monat muss sich die Magd mit dem Rücken aufs Ehebett legen und ihren Kopf in Serenas Schoss legen, während der Gatte, vor dem Bett stehend, in Desfred eindringt. Bringt eine Magd ein Kind zur Welt, wird es dem Paar übergeben und die «Leihmutter» wieder einem anderen zugeteilt.

«The Handmaid's Tale», nach dem gleichnamigen Roman von Margaret Atwood, spielt in einer dystopischen Zukunft. Nach einer nicht näher benannten Katastrophe ist die Mehrheit der Frauen unfruchtbar. Die Männer treiben deshalb alle gebärfähigen Frauen wie Vieh zusammen, um sie an systemtreue Paare zwecks Nachwuchs zu vermieten. Rechte haben sie nicht mehr, dienen in abgestuften Formen nur noch dem neuen Staat Gilead (der Name bezieht sich auf ein biblisches Land). Auf der untersten Stufe sind die Mägde. In ihren blutroten Roben und mit den weissen Flügelhauben, die ihre Sicht einschränken, wirken sie wie Nonnen, sind aber reine Gebä- und Sexsklavinnen. Einmal im Monat müssen sie sich dem religiös verbrämten Akt auf dem Ehebett des linientreuen Paares hingeben, werden aber auch heimlich, dann allerdings in sexy Outfits, vom Hausherrn in ein Edelpuff mitgenommen, wo sie den Männern als Nutten dienen.

**Sie führen sich auf wie KZ-Wächterinnen** Margaret Atwood schrieb den Roman 1985, als sie in Westberlin lebte und die DDR mit Interesse studierte. In ihrem hochgelobten Opus kommt nichts vor, was nicht schon passiert ist, vom Nazi-Lebensborn bis zum DDR-Überwa-



Mann, ihr gemeinsames Kind, an eine schöne Zeit der Freiheit und der Unbeschwertheit. Aber auch an böse Signale, die sie nicht ernst nahmen, bis zum plötzlichen Putsch und ihrer gescheiterten Flucht. Sich an die Vergangenheit zu klammern, ist gefährlich. Als die «Augen» (die Stasi) erfahren, dass eine Kollegin von Desfred lesbisch ist und von ihrer früheren Beziehung erzählt hat, wacht diese nach einer Vollnarkose in einem vollkommen weissen Zimmer auf und erfährt, dass man ihr die Klitoris entfernt hat.

### Herausragende Besetzung

Von korrumpierender emotionaler Wucht ist die Heldin Desfred, keine Kämpferin, eher stinknormal, lieber nachgebend, sich unterwerfend und Wut und Demütigungen runterwürgend; eine die schreien möchte, aber lieber eine Hand auf den Mund legt, um ihr Überleben zu sichern. Elisabeth Moss ist eine herausragende Besetzung dafür. Ihre optische und psychologische Sensibilität für den ungeheuerlichen Leidensdruck wird zum Identifikations-Magneten. Durch ihr Gesicht in seiner hellen Jeanne-d'Arc-haften Klarheit wetterleuchtet ein tief in ihrem Innern rumorendes Kraftfeld. Als Sekretärin Peggy Olson in «Mad Men» setzte sie sich mit sanfter Tücke ebenso gegen die Männer durch wie als Polizistin in «Top of the Lake». In einem Drama über illegale Abtreibung wird sie demnächst die Hauptrolle spielen. Bei den «Emmys» wurde «The Handmaid's Tale» mit Auszeichnungen überhäuft.

Einmal bekommt Desfred von ihrer «Her-rin» eine Musikbox geschenkt: «Das perfekte Geschenk», geht es ihr mit süffisantem Sarkasmus durch den Kopf. «Ein Mädchen, gefangen in einer Box. Sie tanzt nur, wenn eine andere Person den Deckel öffnet, wenn eine andere Person sie aufzieht.» Die erste Staffel, die mit einem fürchterlichen Cliffhanger endet, ist nun auf DVD und Blu-Ray erhältlich. ★★★★★

### Knorrs Liste

1	<b>Hostiles</b> Regie: Scott Cooper	★★★★★
2	<b>In den Gängen</b> Regie: Thomas Stuber	★★★★☆
3	<b>You Were Never Really Here</b> Regie: Lynne Ramsay	★★★★☆
4	<b>Das schweigende Klassen...</b> Regie: Lars Kraume	★★★★☆
5	<b>3 Tage in Quiberon</b> Regie: Emily Atef	★★★★☆
6	<b>A Quiet Place</b> Regie: John Krasinski	★★★★☆
7	<b>The Post</b> Regie: Steven Spielberg	★★★★☆
8	<b>Avengers: Infinity War</b> Regie: Anthony und Joe Russo	★★★★☆
9	<b>Lady Bird</b> Regie: Greta Gerwig	★★★★☆
10	<b>The Death of Stalin</b> Regie: Armando Iannucci	★★★★☆

chungsstaat. In der erst vor einem Jahr entstandenen TV-Adaption (Atwood schrieb am Drehbuch mit) wirkt die Vorlage nicht mehr wie eine böse Zukunftsvision, sondern beunruhigend aktuell – von der Doppelmoral des amerikanischen Puritanismus über die Homosexuellen-Hatz und Anti-Abtreibungs-Militanz bis zur Evolutions-Leugnung und, nicht zuletzt, zu einem US-Präsidenten, der nichts dabei findet, den Frauen in den Schritt zu greifen.

Die schlimmsten Peiniger des despotischen Systems sind nach Margaret Atwood aber die Frauen. Feministinnen haben sie deshalb gescholten. Die Betreuerinnen der Mägde, «Tanten» genannt, führen sich auf wie KZ-Wächterinnen, und die Gattinnen der Führungsclique kujonieren die Mägde. Als brachiale Apostelin der «traditionellen Werte» war Serena aktiv am Aufbau des neuen Staats beteiligt, wurde aber dann von den Männern wieder in ihre Schranken verwiesen. Den Frust reagiert sie an Desfred ab. Atwoods skeptische Haltung zum Feminismus wird in einer Szene deutlich, in der eine Magd von einer Gruppenvergewaltigung erzählt. Statt Anteilnahme ihrer Kolleginnen folgen Beschimpfungen: Ihre Freizügigkeit, ihre Lust an Orgien, der ganze Antibabypillen-Wahn seien mitverantwortlich für ihre Lage. Dass mehrheitlich weisse Frauen für Trump votierten, ist dafür nicht ganz untypisch.

«The Handmaid's Tale» ist die aufregendste, erschreckendste Serie seit langem. Die Kamera ist den Figuren immer ganz nahe, zeigt, wie gering ihre Freiräume sind; nirgendwo gibt es Notausgänge. Desfred hängt in einem Albtraum wie in einer Zwangsjacke. Ihre einzige Fluchtmöglichkeit sind Erinnerungen; an ihren

## Jazz

# In Miles' Silent Way

Von Peter Rüedi

In keiner Musik wird so viel zitiert wie im Jazz: wörtlich oder in Anspielung auf die Personalstile grosser Vorbilder. So gesehen, ist es ein bisschen verwunderlich, dass enge Nachfolger charismatischer Pioniere im Jazz so schnell als Epigonen verachtet werden. Schon zu Armstrongs Zeiten hatten es so exzellente (und von ihrem Vorbild hochgeschätzte) Trompeter wie Henry «Red» Allen oder Bobby Hackett bei gewissen Fans schwer (Letzterer wurde von Armstrong sogar als Double engagiert). Der Tenorist Paul Quinichette trug in Analogie zum grossen Lester Young den Nickname «Vice President»; im Jahrzehnt nach Charlie Parkers Tod gab es keinen Altsaxofonisten, der nicht versuchte, «Bird» zu kopieren, und nach Coltranes Ableben kupferten Heerscharen von Tenoristen bei «Trane» ab. Jon Faddis spielte mehr wie Dizzy Gillespie als der selbst und blieb dabei ein Einzelfall, weil der Meister technisch so schwer zu kopieren war. Im Gegensatz zu Miles Davis. Dessen Epigonen sind sonder Zahl.

Einer, dem dieses Etikett nicht von ungefähr und doch nicht ganz zu Recht anhaftet, ist der Italiener (genauer: Sarde) Paolo Fresu, geboren 1961. Fresu übernimmt gewissermassen die Sprache von Miles, deren Syntax und teilweise auch deren Vokabular. Aber in dieser unverkennbar übernommenen Sprache erzählt er seine eigenen Geschichten, in einem Lyrizismus und melodischen Sehnsuchtsüberhang zumal in den Balladen, die nicht nur Miles' Nostalgikern von vorelektrischen Spielweisen Hühnerhaut verursachen. Fresus jüngste CD («Carpe Diem») lässt ihn im Quartett mit kongenialen italienischen Partnern hören: mit seinem sardischen Landsmann Bebo Ferra an der raumgreifenden akustischen Gitarre, mit dem hinreisenden Kontrabass-Melomanen Paolino Dalla Porta und Stefano Bagnoli am sparsamen, hochmusikalischen Schlagzeug. Die Band, bei deren sensibel-serenem *interplay* das einzig Unverständliche der Name «Devil Quartet» ist, konzentriert sich auf durchwegs eigenwillig vibrierende Eigenkompositionen (die Mehrzahl wie gesagt Balladen) und ein Stück des Cantautore Bruno Lanza. Musik, die Schönheit nicht scheut. Und die Erinnerung an Miles auch nicht.



Paolo Fresu Devil Quartet:  
Carpe Diem. Tuk Music TUK023



# Wie Stalin eine Bank überfiel

Auf dem Hauptplatz von Tiflis inszenierte ein junger Ganove ein dreistes Verbrechen. Er erwies sich als geschickter Organisator und Manipulator von Menschen und als Mann, der seine Ziele gnadenlos durchsetzt. Es war bloss sein erster Akt. Die Welt sollte noch von ihm zu hören bekommen. *Von Giles Milton*

Die beiden schwerbewaffneten Kutschen ratterten langsam auf den Hauptplatz von Tiflis (heute Tbilissi), der Hauptstadt von Georgien. In der einen thronte der Kassier der Staatsbank. Die andere steckte voller Polizisten und Soldaten. Ausserdem gab es eine vielköpfige Eskorte von Reitern mit schussbereiten Pistolen.

Es war kurz vor elf Uhr mittags am 13. Juni 1907, und für all diese Sicherheitsvorkehrungen gab es einen guten Grund: Die Kutschen transportierten eine enorme Geldsumme, über eine Million Rubel (neun Millionen Franken), zur neuen Staatsbank.

Niemand in den Kutschen wusste, dass Georgiens Verbrecherwelt auf diesen Transport aufmerksam geworden war. Und nun wollte einer ihrer kühnsten Anführer, Josef Dschu-

---

Stalin hatte den Plan mit Lenin besprochen, der ihn gutgeheissen hatte.

---

gaschwili (besser bekannt unter dem Namen Stalin), einen spektakulären Überfall durchführen. Das Geld wurde dringend benötigt, um die bolschewistische Bewegung zu unterstützen, und Stalin hatte den Plan mit Lenin besprochen, der ihn gutgeheissen hatte.

Stalin wusste, dass der Coup grosse Kühnheit erfordern würde. Er wusste auch, dass er die Unterstützung einer verlässlichen Truppe von Verbrechern brauchen würde. Doch solche fanden sich in Tiflis leicht: Stalin war bereits an früheren Raubüberfällen beteiligt gewesen und verfügte über eine getreue Schar von Männern, auf deren Dienste er vertrauen konnte.

Der Überfall war bis ins kleinste Detail geplant. Zwanzig schwerbewaffnete Räuber lungerten auf dem Hauptplatz herum in Erwartung der Kutschen. An allen Strassenecken und auf zahlreichen Dächern standen Beobachtungsposten.

## Zwei junge Komplizinnen

Eine weitere Bande lauerte in einer Taverne nahe beim Hauptplatz. Stalin hatte auch zwei junge Frauen, zuverlässige Komplizinnen, eingespannt, die in Position gingen. Alle schauten und warteten.

Stalin selbst wahrte sonderbar grosse Distanz. Nach dem Überfall konnte niemand



*Binnen Sekunden verwandelte sich der friedliche Platz in ein Schlachtfeld.*

sagen, ob Stalin aktiv daran teilgenommen hatte oder nicht. Ein Zeuge berichtete, von einem der Dächer habe Stalin die erste Bombe geworfen als Signal zum Angriff. Ein anderer sagte, Stalin sei nur der Architekt des Raubs gewesen. Ein Dritter behauptete, Stalin sei am Bahnhof gewesen, um sich schnell davonmachen zu können, sollte die Sache schiefgehen.

Die Kutschen rollten genau wie geplant auf den Platz. Einer der Verbrecher senkte seine zusammengerollte Zeitung als Zeichen für seine Kumpane. Sekunden später blitzte und krachte es ohrenbetäubend, als Stalins Bande ihre Handgranaten gegen die Pferde schleuderte.

Die unglücklichen Tiere wurden zerfetzt. Das Gleiche galt für die Polizisten und Soldaten. Binnen Sekunden verwandelte sich der friedliche Platz in ein Schlachtfeld. Das Pflaster war blutbespritzt und übersät mit Eingeweiden und menschlichen Gliedmassen.

Als die Verbrecher auf die Kutschen zurannten, bäumte sich eines der verstümmelten, aber noch lebenden Pferde auf und zog die geldträchtige Kavalkade hinter sich her über den Platz. Es wurde schneller und drohte zu entkommen.

Einer von Stalins Männern rannte dem Pferd hinterher und warf eine weitere Granate unter dessen Bauch. Sie explodierte

unter dem Tier mit verheerender Wirkung: Das Pferd wurde zerfetzt, und die beschädigten Kutschen hielten an.

Bevor jemand begriff, was genau geschah, begann der eigentliche Raubüberfall. Stalins treuester Komplize, ein Bandit namens Hauptmann Kamo, ritt kühn mit einer Kutsche auf den Platz. Die Verbrecher warfen die Banknoten hinein, worauf Kamo davongaloppierte. Er verschwand, bevor ihn irgendjemand zu verfolgen vermochte.

### Ausserordentlich kühn

Das Gemetzel war spektakulär: Sechs Unbeteiligte fielen Granaten und Gewehren zum Opfer, vierzig weitere wurden verletzt. Erstaunlicherweise kam keiner der Verbrecher zu Tode.

### Das Geld wurde zu einem Unterschlupf gebracht, wo es in eine Matratze eingenäht wurde.

Das geraubte Geld wurde zu einem geheimen Unterschlupf gebracht, wo es rasch in eine Matratze eingenäht wurde, die man später aus Georgien hinausschmuggelte.

**W**eder Stalin noch sonst einer der Räuber wurde je erwischt, obschon Dutzende von Detektiven den Fall untersuchten. Es war der perfekte Raubüberfall.

Doch obschon das Verbrechen selbst ein spektakulärer Erfolg für Stalin war, waren dessen Folgen kein wirklicher Triumph: Zum gestohlenen Geld gehörten eine Menge 500-Rubel-Noten, deren Seriennummern den Behörden bekannt waren. Diese Noten konnte man unmöglich einlösen.

Dennoch: Der Überfall war ausserordentlich kühn gewesen und machte Stalin zu dem, als der er berühmt werden sollte: ein geschickter Organisator und Manipulator von Menschen und ein Mann, der seine Ziele gnadenlos durchsetzt.

Diese Gnadenlosigkeit trat in den Vordergrund, als er in der Sowjetunion die Macht übernahm. Die sechs unschuldigen Zivilisten, die auf dem Hauptplatz von Tiflis umkamen, sollten nicht seine letzten Opfer sein.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. [www.gilesmilton.com](http://www.gilesmilton.com)

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:  
«Der Mann, der seine Frau kauft»



### Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Unsere Kinder, mittlerweile erwachsen und selber Eltern, melden sich kaum mehr bei uns. Wenn sie uns alle paar Monate einmal wieder kurz besuchen, so haben mein Mann und ich das Gefühl, das sei für sie bloss ein lästiges Pflichtprogramm. Darf man von den Kindern eine gewisse Wertschätzung, auch in Form von Besuchszeit, einfordern?** *Veronika F., Bern*

Bei der Gründung einer eigenen Familie verlassen Töchter und Söhne ihre Eltern – wenn sie dies nicht längst vorher getan haben. Nicht nur örtlich, vielmehr auch emotional wird, wie es in der Bibel heisst, «der Mann seinem Weib anhängen» (Matthäus 19,5). Das ist für viele Eltern nicht so leicht. Sie begreifen nur mit Mühe, dass die Tochter nun zu einem «fremden» Mann und der Mann zu einer «fremden» Frau gehört und deren Kinder ihrerseits Teil sind dieser neuen Familie.

Gewisse emotionale Spannungen sind unausweichlich. Je stärker die Bindun-

gen der erwachsenen Kinder an Mutter und/oder Vater sind, umso heftiger dürften diese sein. Oft treten Eifersucht und Neid auf. Manchmal kann sich zum Beispiel die Mutter nur schwer vom nun gebundenen Sohn trennen, was zur bekannten Schwiegermutterproblematik führt. Jede junge Familie versucht – auch ohne dass es äusserliche Spannungen gibt – einen eigenen Weg in dieser neuen Situation zu finden.

Um den Eltern gerecht zu werden, besuchen die Jungen – wie in Ihrem Fall – die Eltern und Schwiegereltern zumindest aus Pflichtgefühl. Rechtlich gibt es keine Pflicht zur Wertschätzung der Eltern oder zur Einhaltung von Besuchszeiten. Es bleibt der neuen Familie überlassen, wie sie dies gestalten will.

So wie sich die Kinder mit zunehmendem Alter von den Eltern abnabeln, so ist es gut, wenn sich auch die Eltern von den erwachsenen Kindern lösen. Es ist von Vorteil, wenn dies so früh wie möglich geschieht. Je mehr Freiheit die Eltern den erwachsenen Kindern lassen, desto mehr werden diese den Eltern später dankbar sein und die Eltern wohl nicht mehr nur aus Pflichtgefühl besuchen. Warten Sie ruhig ab – kommt Zeit, kommt Rat.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli- und Buchstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

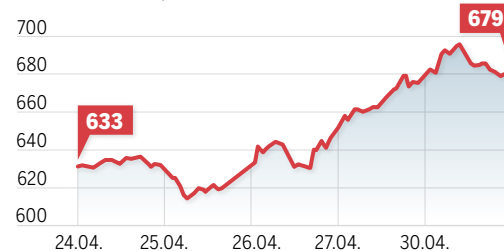
### Gewinner der Woche

## Heller Glanz des künstlichen Zahns

Am 26. April präsentierte Straumann hervorragende Zahlen zum ersten Quartal. Der Umsatz stieg um 21,7 Prozent. Weltweit stammt heute fast jedes vierte Zahnimplantat aus dem Hause Straumann. Das Basler Unternehmen ist gleichzeitig Gestalter und Profiteur eines rasanten Marktwachstums. Vor dreissig Jahren, als die Firma sich anschickte, den Weltmarkt zu erobern, betrug dessen Volumen nicht einmal einen Zehntel der heutigen sieben Milliarden Dollar. Zähne wurden geflickt, nicht ersetzt. Stark geworden ist Straumann mit Eigenfabriken im Premium-Bereich. In den letzten Jahren ermöglichten Akquisitionen den Vorstoss in günstigere Segmente. Auffallend ist die für ein kotiertes Unternehmen untypische personelle Kontinuität. Thomas Straumann, der mit

### Aktienkurs von Straumann AG

Vom 24. bis 30. April 2018, in Franken



QUELLE: SIX

17 Prozent grösste Einzelaktionär, führte die Firma 1990 in die Selbständigkeit. Der heutige Verwaltungsratspräsident Gilbert Achermann fing 1998 als Finanzchef an und war zwischen 2002 und 2008 CEO. *Florian Schwab*





Thiel

## Argumente

Von *Andreas Thiel*

**Verkäufer:** Interessieren Sie sich für dieses Elektroauto?

**Kunde:** Ja.

**Verkäufer:** Ein besseres Preis-Leistungs-Verhältnis finden Sie nicht. Da kann die westliche Automobilindustrie einpacken. Dem Prospekt, den Sie in den Händen halten, entnehmen Sie, dass es sich um ein chinesisches Produkt handelt. Die Chinesen haben technologisch ungemein aufgeholt. Aber sie produzieren billiger, weil die Löhne tiefer sind und man in China zudem nicht diese restriktiven Umweltauflagen hat. Zudem ist die Herstellung von Batterien für Elektrofahrzeuge unglaublich energieaufwendig. Und die Chinesen rüsten bei der Atomkraft ja gerade auf, um die Industrie mit billiger Energie zu versorgen ...

**Kunde:** Ich, äh ...

**Verkäufer:** Interessieren Sie sich für dieses Elektroauto, weil es billig ist oder weil es umweltfreundlich ist?

**Kunde:** Ich dachte, es sei umweltfreundlich ...

**Verkäufer:** Oh, entschuldigen Sie, dann halten Sie den falschen Prospekt in den Händen. Hier nehmen Sie diesen Prospekt! Er gilt für dasselbe Modell, wurde aber für Kunden wie Sie angefertigt. Diesem Prospekt entnehmen Sie, dass es sich um ein umweltfreundliches Auto handelt: kein Benzin, keine Abgase. Wenn Sie auch noch darauf achten, dass Sie nur Strom aus erneuerbaren Energien tanken, dann können Sie den Ölmultis ein Schnippchen schlagen. Sie drehen dem ganzen westlichen Wirtschafts-imperialismus eine lange Nase, indem Sie dieses chinesische Produkt kaufen. Denn das Geld, das Sie für dieses Elektroauto bezahlen, fliesst nicht in die Tasche von westlichen Kapitalisten, sondern damit unterstützen Sie einerseits die fortschrittliche kommunistische Partei Chinas, welche voll auf Umwelttechnologie setzt, und helfen Sie andererseits gleichzeitig chinesischen Arbeiterfamilien ...

**Kunde:** Also, ich, äh ...

**Verkäufer:** Ich hätte hier noch einen Prospekt von Amnesty International. Da steht drin, wie viel Kinderarbeit in dem Elektroauto steckt.

*Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.*

Namen

## Kracht-Hochzeit im «Baur au Lac»

Raoul-Edgar Paltzer heiratet Marguitta Kracht; Jürg Acklin sorgt an der Uni Zürich für ein volles Haus; Neues von Sopranistin Malin Hartelius. *Von Hildegard Schwaninger*

Was bewegt zu ethischem Handeln? war das Thema des Vortrags, den Pfarrer und Krimiautor **Ulrich Knellwolf** im «Salon de l'Esprit» hielt, zu dem **Gabriele Paltzer** seit 2003 einlädt. Der Andrang war etwas weniger gross als bei «Narzissmus» oder «Die Krise der Staatsfinanzen in Europa», als das Wohnzimmer der paltzerschen Stadtvilla fast aus den Nähten platzte. Pfarrer Knellwolf sprach über das protestantische Arbeitsethos, die Prädestinationslehre, das radikal pessimistische Menschenbild Calvins – und das Publikum hörte andächtig zu. Bei der anschliessenden Diskussion zeigte sich Gabriele Paltzer als sensible Fragestellerin. War sie doch ganz pragmatisch in das Thema involviert gewesen, als ihr Mann, Rechtsanwalt **Edgar Paltzer** – mittlerweile voll rehabilitiert –, in der Steueraffäre Bank Frey ins Visier der Justiz kam. Damals erlebte die Familie einen regelrechten Tsunami.

Längst scheint im Hause Paltzer wieder die Sonne. Sohn **Raoul-Edgar Paltzer** heiratet am 1. August 2019. Braut ist **Marguitta «Muki» Kracht**, die einzige Tochter der «Baur au Lac»-Besitzer **Andrea Kracht** und **Gigi Kracht**. Die beiden 27-Jährigen kennen sich seit dem Montessori-Kindergarten, waren zusammen im Internat Le Rosey. Muki Kracht bereitet sich darauf vor, in die Fussstapfen ihres 61-jährigen Vaters zu treten und eines Tages das «Baur au Lac» zu übernehmen. Sie ist zurzeit im «Lensbury»-Hotel in London, wo sie sich die Hotelhierarchie hocharbeitet. Die unterste Charge

Butler hat sie bereits hinter sich. Da führte sie die Hunde eines Hotelgastes aus, von dem sich herausstellte, dass er ein Internatskollege von Andrea Kracht gewesen war (auch Le Rosey). Gigi Kracht, die gerade ihre nächste Kunstausstellung «Art in the Park» vorbereitet, freut sich auf die Hochzeit: «Es ist das erste Mal, dass ein Kracht im «Baur au Lac» heiratet.»

Bis auf den letzten Platz besetzt war das Auditorium an der Universität Zürich bei einem Abend mit **Jürg Acklin**. Dem Schriftsteller und Psychoanalytiker sind Familie und Freunde wichtig, er schenkt ihnen Zeit und Aufmerksamkeit. Sein Bruder **Martin Acklin**, über dessen Behinderung er einen Roman schrieb, sass im Rollstuhl in der ersten Reihe, neben Jürg Acklins Tochter, die im Juni ihr erstes Kind erwartet, mit ihrem Mann; seine Frau **Beate Acklin**, zwischen Regisseur **Rolf Lyssy** und Regisseur **Adrian «Adi» Marthaler**, dem besten Freund, der mit Acklin beim Schweizer Fernsehen zusammenarbeitete. Mit **Hans Heinrich Coninx**, dem Verleger, Cellospieler und Ex-Präsidenten des Zürcher Kammerorchesters (ZKO), war auch das grosse Geld vertreten. Coninx und Acklin kennen sich vom Militär.

Es ging um «Literatur, Zensur und Sexismus», das Thema, bei dem Acklin mittlerweile als Spezialist gilt. **Pia Reinacher** führte das Interview. Schauspielerin **Mona Petri** (ihr Vater **Daniel Fueter** war auch da) las vor. Erotische



Fast verliebt

## Gestempelt

Von *Claudia Schumacher*

Maxim hat eine neue Erklärung: Der Weltuntergang muss sich ereignet haben, als er Joana am Morgen danach kurz allein liess. «Davor war alles super süss – aber dann war sie eiskalt», erklärt er mir.

Die Sache hängt ihm nach. Erstmals seit Jahren hat er eine Frau getroffen, in die er sich verknallte, von jetzt auf gleich. Sie verbrachten eine Nacht zusammen, redeten über Gott und die Welt, kamen sich nah, nicht nur körperlich. «Ich war mir sicher, dass sie es auch fühlt!», sagt er. Danach aber gab sie ihm den Laufpass.

Maxim liefert seit Wochen diverse Theorien. Jetzt glaubt er, dass Joana aufgewacht sei, während er das Frühstück machte. «Und dann hat sie die Kolumnen über mich gegoogelt, bekam Angst und hielt mich für einen Scheissker!» – «Woher soll sie denn bitte davon wissen? Wir haben ja deinen Namen geändert», frage ich meinen Cousin. «Weil ich's ihr erzählt hab», sagt er betreten. «In der ersten Nacht?», frage ich entgeistert. Dass eine coole Frau keine Lust hat, sich emotional auf einen Aufreisser einzulassen, ist klar. Wie konnte er so blöd sein? «Na ja, sie hat mich halt gefragt, ob ich das öfter



Andrea (l.) und Gigi Kracht (r.), Tochter Marguita.



Bis auf den letzten Platz: Psychoanalytiker Acklin.



Grosse Pläne: Wahlzürcherin Hartelius.

Texte von **Gabriel García Márquez** («Hundert Jahre Einsamkeit»). Seine Erkenntnis: «Die Liebe gewinnt im Unglück an Grösse und Edelmüt.» **Mario Vargas Llosa**, der zweite Nobelpreisträger, von dem Mona Petri las, kennt sich mit Liebe aus. Er selber ist Held einer pikanten Lovestory: Er skandalisierte die spanische Gesellschaft, als er seine Langzeit-Ehefrau Patricia nach fünfzig Jahren verliess, erlegt vom erotischen Magnetismus von **Isabel Preysler**, der Exfrau von **Julio Iglesias** und Mutter von fünf Kindern. Und natürlich kam ein Text von **Philip Roth**, dem Spezialisten für Altmännersex, zu Gehör.

Der Abend war organisiert von der Volkshochschule Zürich. Deren Chef **Pius Knüsel** flatterte zwischen drei Veranstaltungen, die an diesem Abend an der Uni stattfanden, hin und her. Glücklicherweise über die hohen Besucherzahlen: «Die Menschen sind wissbegierig. Der Bildungsbürger ist nicht ausgestorben.»

**L**ange Zeit war die schwedische Sopranistin **Malin Hartelius** der Liebling des Zürcher Opernhauses. Kürzlich sass sie, ungeschminkt und mit Pippi-Langstrumpf-Zöpfen, mit ihrem Sohn im Kunsthaus-Restaurant beim Abendessen. Sie lebt jetzt zwischen Zürich, Wien und Stockholm. Mit grossen Plänen für den Sommer: Sie hat ein Opernfestival gegründet, das im August erstmals stattfinden wird. In Småland. Ein Heimspiel für die in Malmö geborene Südschwedin. Hartelius wird selber singen, und ganz sicher kommt jemand aus der Königsfamilie. Die Künstlerin wurde 2010 von König Carl Gustaf mit dem Orden «Litteris et Artibus» ausgezeichnet.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

mache, Frauen sofort mit nach Hause nehmen», sagt er. «Und da ich schon verknallt war, habe ich ihr von der Kolumne erzählt.»

Das mit der Wahrheit ist so eine Sache. Wie viel davon erträgt der Mensch, gerade am Anfang? Hinzu kommt, dass es diese schwierige Phase gibt, wenn man jung ist: Die Albernheiten nehmen ab, man strebt nicht mehr so nach Coolness. Das schnelle Vergnügen wird schal, privat sucht man Festigung. Verkompliziert wird der Prozess, wenn die Vergangenheit dumm in die Gegenwart hineinfunkt.

Mir fällt eine Freundin ein, die immer die Rebellin sein musste. Schon als Teenager liess sie sich einen waschechten Schlampenstempel stechen: ein Tribal-Tattoo knapp über dem Gesäss. Heute promoviert sie in Physik, trinkt kaum Alkohol, härteren Drogen hat sie längst entsagt. Doch die bebrillten Doktoren, in die sie sich heute an Wandersonntagen verliebt,

entdecken in der ersten Nacht das Schandmal der Vergangenheit in leicht verlaufener Tinte auf ihrem Rücken. Dann kommen die Fragen. Mittlerweile hat sie einen Trick: die ersten zehn Mal konsequent in der Missionarstellung verharren. Die Typen drehen durch bei dem Versuch, sie zwecks Stellungswechsels umzudrehen, sie bleibt liegen wie ein Hinkelstein – bis sie das sichere Gefühl hat, der Mann sei wirklich bereit für ihre Kehrseite.

Kein Mensch geht ganz auf in der coolen Pose, die er in jungen Jahren stilisiert. Maxim zum Beispiel ist kein muskelbepackter Aufreisser-Spessvogel. Er ist klug, ein guter Zuhörer und ein loyaler Freund. Kurzum: einer der besten, die ich kenne. Im Umgang mit seiner Womanizer-Vergangenheit muss er nur noch seinen Hinkelstein finden.



## Unten durch Polenta

Von **Linus Reichlin**

**N**ehmen wir mal an, du bist auf einer Safari in Kenia. Abends in der Lodge lädt euch euer einheimischer Reiseführer zu einem traditionellen kenianischen Essen ein, zu Mandazi und Samosas. Du bist ein weltoffener Mensch, aber nachdem du den ganzen Tag lang in der Savanne dauernd leise sein musstest, damit die Nashörner sich paaren können, möchtest du ein währschaftes Fondue essen und nicht frittierte Ravioli ohne Füllung. Und genau das sind Mandazi: fettig und leer. In den Samosas ist zwar etwas drin, aber weiss Gott was. Das Gute an Fondue ist, dass man genau weiss, was drin ist, nämlich Milch und Bakterien. Als du das eurem Reiseführer erzählst, sagt er, in den Samosas seien auch Bakterien drin. Du sagst, ja, aber das sei derselbe Unterschied wie der zwischen den Politikern in der Schweiz und denen in Kenia: Im Käse seien gute Bakterien drin und in den Samosas solche, die man besser nicht gewählt hätte. Jetzt erzählt dir der Reiseführer, dass sein Bruder als kenianischer Tourismusbeauftragter zwei Jahre in Bern gelebt und nach jedem Fondue, das er mit Vertretern des Schweizer Tourismusverbandes essen musste, wässrigen Durchfall bekommen habe. Du sagst, das sei der beste Beweis dafür, dass Kenia gewissermassen noch nicht reif sei für gute Bakterien. Der Reiseführer sagt, nein, das sei der Beweis dafür, dass sein Bruder eine Laktoseintoleranz habe, aber aus Höflichkeit trotzdem Fondue gegessen habe.

Um dem Reiseführer zu zeigen, dass die Höflichkeit von Schweizern erfunden wurde, isst du vor seinen Augen ein halbes Dutzend Samosas. Am nächsten Morgen ist dir immer noch so übel, dass du einem alten Löwen, der sich zutraulich eurem Jeep genähert hat, auf den Kopf kotzt, wovon er sich aber überhaupt nicht irritieren lässt. In Kenia nehmen einem die Tiere nicht so schnell etwas übel, die Menschen aber schon. Zwei Schweizer Frauen aus eurer Safarigruppe werfen dir vor, dass du mit der afrikanischen Natur total respektlos umgehst. Sie möchten, dass du den Löwen mit einem Handtuch abwischst, um ihm zu zeigen, dass du ihn magst. Ein Deutscher, der immer mit einem Teleobjektiv die Hintern von Gazellenweibchen fotografiert, fragt dich, wie du

>>> Fortsetzung auf Seite 62



es finden würdest, wenn er einer Schweizer Kuh eine Torte ins Gesicht schmeissen würde. Euer Reiseführer nimmt es gelassener. «Die jungen Männchen seines Rudels», sagt er, «werden ihn wegen des fremdartigen Geruchs töten. Aber das ist gut, er hinkt sowieso schon lange.»

Auf dem Rest der Fahrt kotzt du in die Reisetasche deiner Frau, die ja unbedingt auf diese Safari wollte! Es ist unglaublich anstrengend! Im Prospekt hiess es, man werde in fünf Tagen 81 Säugetierarten sehen. Nach drei Tagen hast du aufgehört, die Säugetierarten zu zählen, es waren da aber erst 43, wenn du eure Reisegruppe, die zur Unterordnung der Trockennasenprimaten gehört, mitzählst. In den nächsten zwei Tagen müsst ihr euch also noch 38 Säugetierarten ansehen. Das sind 19 Arten pro Tag à acht Safaristunden, also 2,375 Säugetierarten pro Stunde. Euer Reiseführer versucht zu beschleissen, um schneller auf die 81 Arten zu kommen. Er flüstert: «Dort! Sehen Sie? Ein gelbes Breitschwanzrotkehlchen.» «Das ist kein Säugetier», flüstern die Besserwisser aus eurer Gruppe. «Dort! Auf dem Baum neben der Giraffe», flüstert der Reiseführer, «das ist ein Rotkragerdaffe. Sehr selten.» «Es gibt keine Erdaffen», flüstern die Besserwisser, «das ist einfach ein Schimpanse, den haben wir gestern schon gesehen.»

Zum Picknick gibt es Ugali, das ist ein Maisbrei, der über dem offenen Motor zubereitet wird. «In der Schweiz», sagst du zum Reiseführer, «nennen wir das Polenta.» «Polenta klingt so viel schöner als Ugali!», sagt er, denn morgen ist Abreisetag, und dann geht's ums Trinkgeld. Am nächsten Tag sagst du zu ihm: «Giraffen sind so viel schöner als Simmentaler Fleckvieh!» und drückst ihm zwei Dollar in die Hand.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Labégorce United

Von Peter Rüedi

Ich hatte für den Wein immer schon eine Vorliebe, und sei es wegen der Diskrepanz zwischen seiner Etikette und dem, was drin war in der Flasche. Château Labégorce-Zédé. Klang der Name dieses Margaux, dessen letzte Ernte die des Jahres 2008 war, nicht wie ein melancholisches Gedicht? Den Wein selbst beschrieb Bordeaux-Papst René Gabriel vor vielen Jahren so: «Wer in Margaux nur Finesse und Eleganz sucht, sollte den Labégorce-Zédé meiden, denn dieser Wein ist genauso charaktervoll wie sein Besitzer Luc Thienpont.» Der aus der belgischen Weinhandelsdynastie stammende Thienpont verkaufte Labégorce 1989 allerdings an den Erdöl- und Gas-Tycoon Hubert Perrodo, der seine Mission darin sah, den nach der Französischen Revolution in drei Teile zerschlagenen jahrhundertealten Grossbesitz wieder zu vereinigen: Château Labégorce, Labégorce-Zédé und den Kleinbetrieb L'Abbé Grosse de Grosse. Kaum hatte Perrodo nach dem Kauf von Labégorce-Zédé (2005) sein Ziel zum Greifen nah vor Augen, verunglückte er tödlich bei einem Skiunfall. Die Wiederverei-

nigung vollendete seine Tochter Nathalie, die heute das Management von Labégorce wie das des anderen Margaux-Familienbesitzes Château Marquis d'Alesme leitet.

Ab der Ernte 2009 verwandelte sie den charaktervollen, kantigen, tanningepanzerten Cru Bourgeois (eine sensorische Herausforderung, die von ihren Liebhabern bei der geduldrigen Degustation einiges an sportivem Geist verlangte) in einen zunehmend eleganteren, finessenreichen Margaux an der Grenze zu einem Cru Classé. Im zumal für das südliche Médoc besonders glücklichen Jahr 2015 (und im darauffolgenden Jahr 2016) sogar jenseits dieser Grenze. Labégorce (United) ist in der Ausgabe 2015 noch immer kein Schmeichler, vielmehr ein imposantes, dichtes, intensives, nachhaltiges Versprechen aus etwa halb Cabernet, halb Merlot, einer Spur Petit Verdot und Cabernet Franc. Tolle rote und schwarze Frucht (Johannisbeeren beiderlei Farbe, Brombeeren, reife Kirschen, Pflaumen), sehr saftig und würzig, man könnte auch sagen: satt im Fleisch. Solid gezimmert in den geschmeidigen Tanninen, auch in der Säure fein ausbalanciert; noch etwas dominiert von neuer Eiche (50 Prozent im Ausbau), aber das wird sich mit zunehmendem Alter geben.

Geduld ist überhaupt angezeigt. Bis 2022 würde ich die Flaschen noch in den Keller legen und nicht anrühren, dann aber werden sie für eine meine Lebenserwartung übersteigende Zeit Vergnügen bereiten, also auch meinen Erben. Wer nicht warten kann oder will (oder als Rezensent zur Voreiligkeit verdammt ist), ist gut beraten, dem Labégorce 2015 ein paar Stunden Luft in der Dekantierkaraffe zu gönnen.

Château Labégorce Cru Bourgeois exceptionnel Margaux 2015. 13%. Daniel Gazzar, Pully. Fr. 32.30. [www.daniel-vins.ch](http://www.daniel-vins.ch)



## Salz & Pfeffer

# Fisch im «Schiff»

Von Andreas Honegger

Wir waren unlängst Fische kaufen im Kundelfingerhof. Da das Restaurant wegen Umbau geschlossen ist, fuhren wir noch etwas weiter ans Ufer des Untersees und stiegen im lauschigen Garten der Familie Meier im «Schiff» zu Mammern ab.

Das Lokal ist Legende und an schönen Tagen immer voll. Der Parkplatz ist eine Sammlung teurer schwarz glänzender Maschinen, das Lokal selbst aber sehr unkompliziert und gemütlich. Der schattige Garten ist links und rechts von einem alten hölzernen Schuppen angelegt, die Sicht geht über Wiesen, Baumgärten und Büsche. Der See ist bloss einen Steinwurf entfernt, aber man ahnt ihn nur.

Hierher kommt man nicht wegen der Seesicht, sondern wegen des Essens – besonders wegen der gebackenen Fische aus dem See. Nun, es gab leider keine Kretzer, aber wir hielten am Programm fest und assen gebackenen Hecht und Zander à la meunière. Hier kommen praktisch nur die Fische auf den Tisch, die der Bodensee hergibt. Vorgängig genossen wir ausgezeichnete Spargeln mit warmer Hollandaise. Der Zander war schmelzend und perfekt gegart, wie die Salzkartoffeln. Der Hecht muss von einem bemerkenswerten Tier gestammt haben, denn wir

assen in zwei Runden je eine Tranche, die an ein kleines Kotelett erinnerte, mit Wirbelknochen und grossen Gräten. Leider war der grosse Fisch etwas trocken. Am Nachbartisch fuhren gewaltige Wiener Schnitzel, goldbraune Mistkratzer und massive saftig-blutige Rindsfilets auf, die uns den Entschluss, am gebackenen Fisch – trotz fehlenden Egli – festzuhalten, dann doch im Stillen bereuen liessen. Das nächste Mal werden wir Omelette mit Geflügelleber bestellen und dann ... wohl wieder gebackenen Fisch – und dabei die Nachbartische geflissentlich ignorieren. Das «Schiff» ist der Tradition verbunden, also bleiben auch wir dabei. Das Haus mit den gemütlichen Stuben wurde im 18. Jahrhundert gebaut, und stets wirteten und wirteten da die Meiers. Derzeit sind sie mit drei Generationen im Betrieb tätig.

Restaurant zum Schiff, Seestrasse 3, 8265 Mammern. Tel. 052 741 24 44. [www.schiffmammern.ch](http://www.schiffmammern.ch)



Auto

## Elektrischer Alltag

Er ist nicht besonders teuer und nicht einmal besonders aufregend, aber der neue Nissan Leaf ist das Stromauto für alle. *Von David Schnapp*

Während manche Hersteller mit grossen Ankündigungen elektrifizierte Fahrzeuge versprechen und Tesla so tut, als könne es neben dem kalifornischen Schwergewicht kein anderes Elektroauto geben, geht vergessen, dass es mit dem Nissan Leaf, dem Renault Zoe oder dem Opel Ampera längst alltagstaugliche E-Varianten zu vernünftigen Preisen gibt. Auch der BMW i3 hat sich bewährt, ist aber im teuren Premium-Segment angesiedelt.

Elektroautos sind zwar nicht automatisch umweltfreundlicher als Autos mit Verbrennungsmotoren, es gibt aber noch andere Gründe, eines zu fahren: Der Betrieb ist kostengünstig, Treibstoff – in diesem Falle Strom – deutlich billiger als Benzin, und die geräuscharme Fortbewegung in einem Elektroauto ist eine Art Zen-Faktor der Mobilität.

Schon 2010 brachte Nissan den Leaf auf den Markt, nun ist die zweite Generation bereit, und sie stösst auf eine stark steigende Nachfrage. Bei der Präsentation des neuen Elektroautos in Frankfurt spricht ein Nissan-Verantwortlicher von einer Verdoppelung des Wachstums im Jahr 2017. Man rechne auch für 2018 mit 100 Prozent Steigerung. In der Schweiz haben

schon 500 Kunden den Leaf bestellt, ohne ihn je gefahren zu haben. Drohende Fahrverbote und die Diskussionen um Stickstoff- und CO<sub>2</sub>-Emissionen sind natürlich politische Treiber für den Elektroautomarkt.

Der neue Leaf sieht gut aus und bedient mit seinem modernen, aber unaufgeregten Design den Massengeschmack. Die Form folgt der Funktion, ein möglichst tiefer Luftwiderstandswert garantiert eine grössere Reichweite. Auch im Innern kommen Robustheit und Funktionalität vor modischer Eleganz.

### Mehr Energie, mehr Gewicht

Die Lithium-Ionen-Batterie ist gleich gross wie beim ersten Leaf, hat aber eine um 76 Prozent gesteigerte Energiedichte und dadurch auch ein höheres Gewicht. Damit kommt der rund 1500 Kilogramm schwere Elektro-Nissan weit genug: 285 Kilometer im realitätsnahen, neuen WLTP-Testverfahren sind mindestens möglich. In der Stadt kommt der Leaf mit einer Ladung sogar bis 415 Kilometer weit.

Das übersichtliche Cockpit zeigt, warum der Leaf eben kein Auto für die Techno-Elite sein will, sondern eines für alle. Um die Akzeptanz

beim Publikum zu erhöhen, hat man auf eine rein digitale Anzeige verzichtet und sie stattdessen mit einem konventionellen Geschwindigkeitszeiger kombiniert. Der Leaf ist auch keine fahrende App, die zur Bedienung fortgeschrittene Informatikkenntnisse voraussetzt. Die wichtigste Funktion ist eine neue Taste mit der Bezeichnung «e-Pedal». Drückt man da drauf, bremst und rekuperiert der Wagen Energie, sobald man das Gaspedal etwas zurücknimmt. Konventionelles Bremsen wird so praktisch überflüssig, gefragt ist lediglich ein sensibler Gasfuss.

Mit seinem tiefen Schwerpunkt und dem kräftigen, aber nicht übermotorisierten Elektroantrieb beschleunigt der Leaf in 7,9 Sekunden auf 100 km/h, das reicht für eine flotte Landpartie. Auf der Autobahn ist offiziell bei 144 km/h Schluss. Im Test schaffte der Nissan aber sogar 155 km/h, ansonsten aber sind die ausgezeichnete Geräuschkämmung und das teilautonome Fahren dank Kameras und Radarsystem für die komfortable Fernreise weitaus wichtiger.

Lautlose, kraftvolle Beschleunigung, tiefe Unterhalts- und Betriebskosten und ein gutes Gewissen kostenlos dazu: Es gibt ehrbare Gründe für ein Elektroauto, und der Nissan Leaf ist dafür ein gutes, alltagstaugliches Beispiel zu einem breitenwirksamen Preis.

### Nissan Leaf Tekna

Leistung: 150 PS/110 kW, Batterie: 40 kWh Kapazität; max. Drehmoment: 320 Nm; Höchstgeschwindigkeit: 144 km/h; Beschleunigung 0–100 km/h: 7,9 s; Reichweite (WLTP-Testverfahren): 285 km; Stromverbrauch: 20,6 kWh/100 km; Preis: Fr. 41 500.–



# Eine Nonne erobert die Welt

Sie gründete einen katholischen Orden, bekam den Nobelpreis, wurde selig- und heiliggesprochen. Mutter Teresas mittlerweile globales Hilfswerk wächst auch nach ihrem Tod weiter – trotz zunehmender Kritik. Von Dagmar Just

Mit bürgerlichem Namen hiess sie Agnes Gonxha Bojaxhiu und kam aus Skopje (heute Mazedonien), das damals noch zum Osmanischen Reich gehörte. Ihre Generation teilte sie mit Max Frisch und Samuel Beckett, ihr Geburtsjahr 1910 mit dem vom indischen Pachisi inspirierten «Mensch ärgere dich nicht»-Spiel. Ihr Vater hatte eine florierende Baufirma und ein offenes Haus, war politisch interessiert, sass im Stadtrat, musizierte, war polyglott, kosmopolitisch, katholisch. Darum besuchte sie in den ersten vier Jahren eine Jesuitenschule, bevor sie ans staatliche Gymnasium wechselte. Sie war lebhaft, las viel und hätte, begabt, wie sie war, Medizin studieren können oder Nationalökonomie wie ihre grosse Schwester. Aber sie wollte mehr, viel mehr: Am 28. Juni 1928 schrieb sie an die «Ehrwürdige Mutter Oberin» der Loreto-Abtei nahe dem irischen Dublin: «Ich möchte Ihrer Gemeinschaft beitreten, damit ich [...] Missionschwester werden und für Jesus arbeiten kann, der für uns alle gestorben ist. / Ich habe die 5. Klasse der Oberschule abgeschlossen; [...] beherrsche Albanisch als meine Muttersprache sowie Serbokroatisch, [...] ein wenig Französisch, Englisch spreche ich überhaupt nicht, doch ich hoffe auf Gott, dass er mir dabei helfen wird, das wenige zu lernen, das ich brauche. Besondere Voraussetzungen bringe ich keine mit, möchte nur in der Mission tätig sein, und für alles Weitere stelle ich mich vollständig Gott zur Verfügung.» Die Jesuiten hatten ihr zu diesem Bewerbungsschreiben geraten, da sie «nur über diesen Weg eine Missionsstätigkeit in Indien ausüben könne».

## Nach Indien!

Was für ein Abenteuer! Während Europa nach der Inflation und den goldenen zwanziger Jahren dem New Yorker Börsenkrach entgegentaumelte, bestieg das junge Mädchen zusammen mit einer Freundin im Herbst 1928 den Zug und reiste 3200 Kilometer quer durch Europa. Nach fünf Wochen traf sie in Irland ein, in der Loreto-Abtei in Rathfarnham bei Dublin, tauschte dort ihren Taufnamen ein gegen den Ordensnamen Teresa, nach der heiligen Thérèse von Lisieux, die sie verehrte, lernte im Schnellverfahren Englisch und reiste am 1. Dezember schon wie-

der ab. Diesmal ging es mit dem Schiff um die halbe Welt, rund 8300 Kilometer, nach Kalkutta. Und vielleicht hat sie auf ihrer fünfwöchigen Meerfahrt ausser in der Bibel auch in einem der berühmten Indien-Bücher jener Jahre gelesen: in Jules Vernes «Reise um die Erde in 80 Tagen» (1873) oder Rudyard Kiplings «Dschungelbuch» (1894), «Kim» (1901) oder den «Indischen Erzählungen» (1888), Hermann Hesses «Siddharta» (1922) oder Waldemar Bonsels' «Indienfahrt» (1916), Hermann von Keyserlings «Reisetagebuch eines Philosophen» (1919), Franz Ferdinand von Österreichs Bericht über seine Indienreise (1895) oder in Rabindranath Tagores Liedsammlung «Gitanjali» (1910), die dem Inder als erstem Nichteuropäer 1913 den Nobelpreis eingebracht hatte. Schliesslich versuchte sie sich



Mutter Teresa als 18-Jährige.

auf der Überfahrt auch selbst an einem Lied, das sie zusammen mit ihren ersten Eindrücken von Kalkutta, heute Kolkata, nach Hause schickte: Darin wirkt sie weniger frustriert von Schmutz und Elend als entzückt von «Bengalens wunderbarer Natur», den «schönen kleinen Häusern», «Hütten unter Bäumen» und moniert nur, dass es «sehr wenige Katholiken hier gibt».

Siebzehn Jahre lang arbeitet sie als Lehrerin, später als Direktorin an der St. Mary's High School von Kalkutta

und unterrichtet auch dort keine Armen oder Waisenkinder, sondern die Töchter der Happy Few in Geografie und Geschichte. In dieser Zeit legt sie ihr Ordensgelübde ab. Danach heisst sie «Mutter Teresa» und jubelt in einem Brief an einen Freund: «Wenn du wüsstest, wie glücklich ich bin als kleine Braut Jesu.» Erst am 10. September 1946 erlebt sie ihre berühmte, alles verändernde Vision, ihre Stunde null, den *inspiration day*: «An diesem Tag schenkte mir Gott im Zug nach Darjeeling die «Berufung in der Berufung», um das Dürsten Jesu zu stillen, indem ich Ihm in den Ärmsten der Armen dienen soll.»

Zwei Jahre braucht sie noch, um den Erzbischof und den Vatikan für ihre Idee von einem spendenfinanzierten «Orden der Nächstenliebe» einzunehmen. Danach legt sie ihre schwarze Tracht ab, zieht den von ihr kreierten weissen Sari mit der blauen Borte an und wandert mit fünf Rupien und Unmengen Mut,

Energie und einem Abschluss in Kranken- und Unfallhilfe in der Tasche am 21. Dezember 1948 als erste *Missionary of Charity* zum ersten Slum: «Was für ein Schmutz und Elend, welche Armut, welches Leiden.» Im nächsten Jahr sind sie schon fünf: «Wir brauchen Leute, die sich nicht zu schade sind, sich in der Gosse die Finger schmutzig zu machen, Lumpen von schwärenden Wunden zu reissen, Sterbende von Kot, Urin und Ungeziefer zu säubern, Leprakranke zu füttern und die Leichen von weggeworfenen Säuglingen aus Müllkästen zu holen.» 1952 tun das bereits dreissig Schwestern, die 1953 ihr erstes eigenes Haus beziehen; 1954 entsteht als «Schatzkammer der Kongregation» ihr erstes Sterbehause; 1955 das erste Kinderhaus; 1957 die erste mobile Leprastation; 1958 die erste Niederlassung in Neu-Delhi – und so immerfort, bis heute. Der Orden wächst ab 1960 weltweit, und auf seine kleine, zierliche Gründerin regnet es internationale Ehrendokortitel und höchste diplomatische Weihen und Preise.

## Die Anarchistin

Man braucht kein Konto. Keine Schmerzmittel. Keinen Schutz vor den ansteckenden Krankheiten der Sterblichen. Auch keine Privatsphäre. Man nehme keinen Tee von Fremden! Gehe nur ausser Haus, um zu arbeiten! Laufe stets zu Fuss, benutze selten das Rad, nie Auto oder Aufzug. Auch bei sengender Hitze braucht es keinen Ventilator. Moderne medizinische Geräte lehne man ab, auch gespendete. Und überall auf der Welt kommt man mit einem Sari, einem Blecheimer und ein paar Sandalen aus!

Diese «einfachen Maximien Mutter Teresas» (Göttler), die zusammen mit dem streng geregelten Tagesablauf und den notorisch kargen Mahlzeiten die für alle Ordensmitglieder gültigen Ordensregeln prägen – sind sie nicht die radikalste Kampfansage an unseren westlichen Lebensstil? Genauso unzeitgemäss wie ihr öffentlicher Feldzug gegen die Abtreibung? Und ihre viel kritisierte Verklärung des Leids als «Kuss Jesu, des Gekreuzigten»? Und doch zählt ihr Orden, als sie 1997 stirbt, 4000 Schwestern und Brüder in 520 Häusern und 100 Ländern weltweit, Tendenz steigend. Was für ein Wunder, dass Menschen nicht nur Achttausender bezwingen können, sondern auch das Elend eines fremden, namenlosen Zeitgenossen.

Lesen sie nächste Woche:  
Käthe Kruse

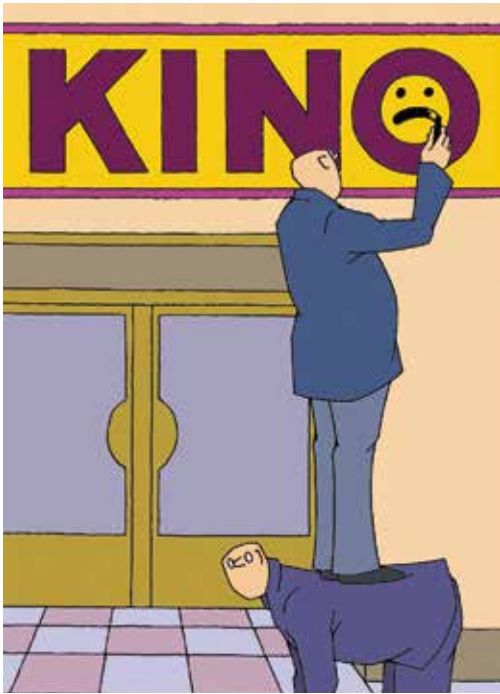


«Besondere Voraussetzungen bringe ich keine mit»: Agnes Gonxha Bojaxhiu alias Mutter Teresa.



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man im Kino lautstark sein Missfallen bekunden oder bei einer missratenen Pointe «Ha! Ha! Ha!» in den Saal rufen? Oder sind nur unkontrollierbare Gefühlsausbrüche gestattet? *Max Hanselmann, Uster*

Bei gewissen Filmen ist es geradezu Pflicht, sich lautstark zu äussern. Das sind Kult-Ereignisse mit besonderem Ruf, die ein spezielles Publikum anziehen. Früher waren es Ed-Wood- oder Eddie-Constantine-Filme. Heute ist anhaltendes Lachen nur noch in Komödien comme il faut. Es gibt aber auch Popcorn-Vorführungen, die man aufgrund ihrer krawalligen Debilität laut kommentieren darf. Bei Streifen, deren Sinn sich einem nicht erschliesst oder die man langweilig findet, verlässt man am besten den Saal. Das hat mehr Stil, als die Abneigung laut zu bekunden. *Wolfram Knorr*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Glaubt jemand, die Rote Armee hätte vor der Schweizer Grenze haltgemacht?» *Eberhard Vogel*

### Es blieb nur wenig übrig

Nr. 17 – «1968»; Editorial von Roger Köppel

Ein Spätgeborener interpretiert einen bestimmten Zeitraum nach eigenem Gutdünken und webt so manche Ideen in den Stoff der Geschichte ein. Das geht mir (Jahrgang 1939) genauso, wenn ich meine Jugend mit dem vergleiche, was davor geschah. Meine Freundin und ich verlobten uns im März 1968, und wir heirateten im September gleichen Jahres. War es ein verstaubtes Ideal, sich zu verloben? Was da in der Schweiz (Globus-Krawalle), in Frankreich (Studentenaufstand) in Deutschland (Demonstrationen gegen den Schah-Besuch) und in anderen Ländern vor sich ging, kam uns zwar zu Ohren, erzeugte aber in keiner Weise die Wirkung, die man nun in dieses Jahr hineindeutet. Manchmal schienen die Aktivisten ins Kriminelle abzugleiten. Auch die Musikszene erlebten wir nicht in der geschilderten Weise. Man sollte die Wirkung der Achtundsechziger nicht überschätzen. Die Medien nahmen einzelne Vorkommnisse dankend auf, aber von prägenden Ereignissen blieb nur wenig übrig. Jedenfalls fallen mir keine ein.

*Gerd Wenger, Bössingen*

### Nebelpetarden

Nr. 17 – «Schneider-Ammanns Wallfahrt zur EU»; Kolumne von Christoph Mörgeli

Wenn Professor Mörgeli, der noch nie eine Arbeitsstelle geschaffen hat, die Leistungen des ehemaligen Unternehmers und seriösen Schaffers wirklich kennen würde, würde er keine realitätsfernen Nebelpetarden werfen. Sind in der Schweiz Arbeitsplätze durch internationale Konzerne gefährdet, steht Schneider-Ammann zum Beispiel bei General Electric in Atlanta auf der Matte. Wenn Sulzer Probleme hat, kämpft er bei den US-Behörden für die Aufhebung der Sanktionen oder geht unverzüglich zum US-Handelsminister, um die Schweizer Industrie von Strafmassnahmen gegen die EU beim Export von Stahl auszunehmen. Für Journalist Mörgeli gilt: mehr Recherche, weniger Häme.

*Roger E. Schärer, Feldmeilen*

### Churchills und Stalins Taktik

Nr. 15 – «Operation Tannenbaum»; Hanspeter Born über Hitlers Angriffspläne

Heute ist die Vorstellung verbreitet, Hitler habe im Sinn gehabt, möglichst ganz Europa – oder die ganze Welt? – zu unterjochen, also auch die Schweiz. Tatsächlich ging es ihm aber nach dem

Sieg über Polen nur noch darum, den Krieg zu beenden. Er hatte erreicht, was er wollte – an weiteren Kriegsabenteuern konnte er kein Interesse haben. Selbstverständlich hätte Hitler kaum Hemmungen gehabt, die Schweiz zu besetzen – falls ihm das notwendig erschienen wäre. Wer aber glaubt, die Alliierten hätten wesentlich anders gedacht, muss naiv sein. Britische Politiker wie Churchill wollten die Gelegenheit nutzen und Deutschland möglichst von der Landkarte verschwinden lassen. Churchills Devise lautete: «To set Europe alight»; er wollte, dass möglichst viele europäische Staaten gegen Deutschland in den Krieg ziehen. Und so sah sich Hitler gezwungen, verschiedene Länder zu besetzen, insbesondere Norwegen und Jugoslawien. Stalin wiederum wollte die Gelegenheit nutzen, seinen Machtbereich so weit als möglich auszudehnen. Er plante von Anfang an, Deutschland im geeigneten Moment in den Rücken zu fallen. Glaubt jemand, die Rote Armee hätte vor der Schweizer Grenze haltgemacht, wenn es Stalin gelungen wäre, seine Absicht auszuführen?

*Eberhard Vogel, Worben*

### Trophäen-Zurückgeber

Nr. 17 – «Ziemlich gefährliches Zeug»; Matthias Matussek über Kollegah

Jetzt regt sich wieder jeder selbsternannte Musikkritiker über die «Echo»-Verleihung an diese «Künstler», deren Namen ich mir nicht merken möchte, auf. Der «Echo»-Preis ist ein Verkaufspreis. Wer viel verkauft, bekommt einen Preis. So ist das nun mal. Dann muss man halt die Regularien ändern, liebe Trophäen-Zurückgeber. Oder, typisch deutsch, den «Echo»-Preis gleich ganz abschaffen. Ich finde die Texte und diese «Musik» auch widerlich, würde mich aber höchstens über die Käufer aufregen. Hierzu habe ich noch keine Stimmen vernommen, weder von Aussenminister Maas noch von sonst jemandem. Mutti Merkel muss natürlich auch noch ihren Senf dazugeben und beklagt den importierten Antisemitismus. Es ist, als ob ein Pyromane zunehmende Brandstiftung beanstanden würde.

*Chris Dasch, Saulgrub im Ammergebirge (D)*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

	1	2	3	4	5	6		7	8		9		10
	11							12		13			
14					15								
16								17					
18								19					
			20		21		22			23	24	25	
		26		27					28				
29	30		31			32		33			34		
35				36		37			38				
	39							40					41
42								43					
	44				45								

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Kalendarisch bedingte Ballereien

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Der I., II., III. und IV., alles Könige von Sparta. 5 So heisst die Insel der Korfioten. 11 Sie gehört zur Verwandtschaft im dritten Grad. 12 Caesar überquerte den Rubikon und eroberte jene Stadt. 14 Rekord: längster Fluss Europas. 15 Das Bestreben ist klar fokussiert, teils auch böseartig. 16 Bitter-süsse Grüsse aus Saronno. 17 Vom Gotthard komm ich her, und Belinzona ist nicht mehr weit. 18 Die Taste für den Neubeginn. 19 Mal Verband, mal Sippe, die auch schon mal das Verbrechen verbindet. 20 Einer wie der Lac des Dix. 23 Hat mit der Erbmasse zu tun, doch unklar, ob man damit reich wird. 27 Ruck, zuck, nur ein Tastendruck um reinzukommen. 28 Existenz, die sich rätselhaft präsentiert. 29 Ob Gottes-, Götzenbild oder Vorbild, gilt für alle. 32 Sammelbezeichnung für nordamerikanische Indianerstämme (SW). 34 Gewissermassen erdgebundenes Präfix. 35 Bei Rechtsgeschäften sind sie gefragt. 37 Bei ihr fällt das Sprechen besonders schwer. 39 Er ist ganz sicher jemand, der stört. 40 Nichts für jene, die gerne mit Geld um sich werfen. 42 Stirb langsam, und werde Weltstar. 43 Auch eine Schauspielerin, die Tochter von Peter Ustinov. 44 James Bond familiär, lange ist's her. 45 Sie ist aus schwarzem Filz oder süssem Fruchtfleisch.

**Senkrecht** — 1 Bausteine, nichts für die Baustelle. 2 Bei ihnen passen Aufführungen zu Anzügen. 3 Für die elektromagnetische Störung braucht es ein zweites s. 4 Ein Ort, das Wort hat auch historischen Bezug. 6 Teil des apostolischen Segens des Papstes. 7 Wird teils als Schwäche ausgelegt, wenn solche Liebhaberei gepflegt wird. 8 Lateinische Einheit, entsprach dem zwölften Teil des römischen Pfundes. 9 Die Töpfe sind in England wie Frankreich bekannt. 10 Natur pur und doppelter Genuss: Energie- und Fantasie-spender. 13 Da geht es dem Amerikaner klar um Austausch und Wechsel. 14 Frühe Neuzeit: Münzprüfer. 15 Moment damit in der Romandie jederzeit. 19 Chemiker: gehört in die Klasse der Silikate und Germanate. 21 Nicht so, sondern eben unterschiedlich, also so. 22 Wo man dann intim unter sich ist. 24 Kaninchen, nicht für die Pfanne sondern den Pullover. 25 Er lässt sich nicht lumpen, gerne auch Vorhand. 26 Flasche, nein kein deutscher Versager sondern amerikanisches Gefäss. 28 Ruder- und Segel-, teils auch Hausboot, typisch Ostasien. 30 Sie macht's, dass ein Ding kein Gift ist (Paracelsus). 31 Die wogende Welle, mitreissend! 33 Mit i statt e wäre es italienisch gemischt. 36 Es ist äusserst eindeutig. 38 Bestandteil auszufüllender Formulare. 41 Das Nickerchen mit Power.

©Fritz Müller - Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 565**

	S	P	A	L	T	E		D		N	G	A	M	I
M	O	O	R	E		S	A	I	S		R	I	E	N
A	L	L	E	N		E	T	A	T	S	U	N	I	S
Y		K	A	T	A	L	O	N	I	E	N		D	E
O	P	A	L		T		L	A	E	N	D	L	E	R
	L			S	O	U	L		F	A	S	A	N	E
B	A	R	M	A	N	N		L	E	T	T	E		N
	Q	U	A	I		A	S	Y	L		U	R	A	T
A	U	S	S	T	E	U	E	R		A	E	C	S	
M	E	S	S	E	R		L	A	U	S	C	H	I	G
O		E	I	N	Z	E	L		P	I	K	E	E	
K	I	N	G		E		A	Z	U	R		N	N	O

**Waagrecht** — 1 SPALTE 7 NGAMI 12 MOORE 13 SAIS 16 RIEN (franz. f. nichts; span. nada, it. niente) 17 ALLEN 18 ETATSUNIS (franz. f. United States) 20 KATALONIEN 22 DE 23 OPAL 25 LAENDLER 27 SOUL 29 FASANE 30 BARMANN 33 LETTE 34 QUAI 35 ASYL 37 URAT (uran) 39 AUSSTEUER 41 AECS (Aero Club der Schweiz, Dachverband des Flugportes) 42 MESSER 43 LAUSCHIG 45 EINZEL 46 PIKKEE (dt. Schreibweise f. Piqué) 47 KING 48 AZUR 49 NNO

**Senkrecht** — 1 SOL 2 POLKA 3 AREAL 4 LENT (engl. f. ausgeliehen) 5 ESEL 6 DIANA 8 GRUNDSTUECK 9 AIN 10 MEIDEN (Medien) 11 INSERENT 12 MAYO 14 ATOLL 15 STIEFEL 19 SENAT 21 ATON (NATO) 24 PLAQUE 26 LAERCHEN 27 SAITEN 28 UNAU 31 RUSSEN 32 MASSIG 33 LYRA 36 SELLA 38 ASIEN 39 AMOK 40 ERZE 41 ASIR (a Sir, engl. f. cin [geadelter] Herr) 44 UPU

**Lösungswort** — **DEKLAMATION**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien





# ROLEX

## DIE EXPLORER II

Speziell für die Anforderungen von Forschern entwickelt,  
ist sie eine zuverlässige Begleiterin auf Expeditionen  
zu den entlegensten Orten des Planeten.  
Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL EXPLORER II

# BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63  
[beyer-ch.com](http://beyer-ch.com)